

**Das Ganze ist weniger
als die Summe seiner Teile**
Fragmente zu einer Universalphilosophie

Robert Lauritsch

Jänner 2005

Klagenfurter Beiträge zur Technikdiskussion

Heft 105

Herausgegeben von
Arno Bammé, Peter Baumgartner, Wilhelm Berger, Ernst Kotzmann

ISSN 1028-2734

In dieser Schriftenreihe veröffentlicht das IFF, Arbeitsbereich Technik- und Wissenschaftsforschung, Arbeitsmaterialien, Diskussionsgrundlagen und Dokumentationen, die nicht den Charakter abgeschlossener Forschungsberichte tragen, aber dem jeweils interessierten Fachpublikum zugänglich gemacht werden sollen. Beabsichtigt ist, neuere Forschungsergebnisse schnell, auch in vorläufiger Form, ohne aufwendige Aufarbeitung in die wissenschaftliche Diskussion einzubringen.

Der Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit der Zustimmung des Instituts gestattet.

Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile

Fragmente zu einer Universalphilosophie

INHALT

1	Anstelle einer Einleitung	3
2	Wissenschaft und Gesellschaft	9
2.1	Sprache – Logik, Dialektik, Intuition	9
2.2	Systembegriff und Gruppendynamik.....	20
2.3	Erkenntnis.....	27
2.4	Die Trialektik des Ganzen	29
3	Ökonomie und Politik.....	37
3.1	Der Tod in der Abstraktion.....	37
3.2	Die Erlösung in der Abstraktion.....	38
3.3	Ohnmacht	42
3.4	Vom Ich zum Wir	46
3.4.1	Internet-Umfrage	55
3.5	Technologie	68
4	Resümee	73
5	Schlussbemerkung.....	76
6	Literaturverzeichnis	78

1 Anstelle einer Einleitung

Wieso steht hier keine Einleitung? Weil es mir nicht gelungen ist, einen behutsamen Weg zu finden, jemanden in mein Denken hinein zu leiten. Aber genau das sollte eine Einleitung doch leisten können, oder nicht? So, als wüsste ich, wie mein Denken außerhalb meines Denkens aussieht und wie man von Außen Einblick darin bekommen könnte. Aber ich entkomme mir nicht. Mit dieser Aussage muten alle weiteren Worte vielleicht als bloße Meinung an und genau genommen sind sie das ja auch, trotz des wissenschaftlichen Anspruchs. Eine wissenschaftliche Arbeit ist keine objektive, sondern soll eine subjektiv nachvollziehbare sein. Sie wird nicht dadurch objektiv, wenn ich beispielsweise allgemeiner schreiben würde: „Wir entkommen uns nicht“, oder: „Der Mensch entkommt sich nicht“; sie wird nur scheinbar objektiv, aber die zu überbrückenden Ränder von Schein und Sein sind nicht so weit voneinander entfernt, als dass Schein immer Schein bliebe und nicht rasch Sein werden könnte. Ich will jedoch verhindern, dass es dazu kommt, und der Titel meiner Arbeit benennt gerade auch dieses Problem, dass wir gar nicht so schnell schauen können, wie aus dem Schein ein Sein wird. Der Untertitel meiner Arbeit fügt sich in die Tradition akademischer Bescheidenheit mit einem Schuss Schnoddrigkeit¹, da vermutlich jedem klar sein dürfte, dass hier keine Universalphilosophie formuliert wird, ich als Autor aber überzeugt von meiner Sache bin, die meines Erachtens gilt, immer gegolten hat und immer gelten wird (hmmm ... freilich, freilich ...). Hinzu kommt noch, dass ich im Laufe meines Studiums der Philosophie gelernt habe, zwischen professioneller Gelassenheit und betriebsblindem Fanatismus zu unterscheiden. Man soll sich auf die verschiedenen philosophischen Denksysteme einlassen können, sich aber nicht von ihnen einfangen und einsperren lassen. Darin liegt für mich philosophische Seriosität begründet. Seriöse Philosophen müssen im Kern inkonsequent sein, denn daraus entsteht erst die nötige Offenheit für Neues und die Flexibilität im

¹ Diese Art semantischer Auflockerung werde ich auch hie und da im übrigen Text vorkommen lassen, um mich selbst vor allseits drohendem Dogmatismus zu bewahren.

Denken. Inkonsequenz heißt soviel wie „empathisches Denken mit Rückfahrkarte“. Mir sind einige KollegInnen bekannt, die leider nur die Hinfahrt gebucht haben und bis heute nicht zurück gekehrt sind. Dies ist vermutlich auch ein Grund, warum Philosophen jene Forderung meist nicht erfüllen können, auch so zu leben, wie sie denken, reden und schreiben. Aus Selbstschutz. Denn wer in unserer Gesellschaft so zu leben versucht, wie es manche Philosophen propagieren, wird schlicht für verrückt erklärt und wenn es in der Geschichte etwas gibt, an dem die Menschen reicher geworden sind, dann sind das die Nosologien, in denen sich jener, wenn er danach suchte, mit Sicherheit beschrieben finden wird.

Die Welt ist so vielfältig und ich weiß nichts über sie, und dennoch kursieren solche Sätze wie „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“. Bin ich unfähig? Hab ich da was verpasst? Im Grunde dient mir diese Arbeit also dazu, darüber klar zu werden, was an diesem Satz Wahres dran ist und ob auch Wahres an seinem Gegenteil haftet.

Ich beginne mit meiner Axiomatik, denn jede wissenschaftliche Arbeit basiert auf Grund-Sätzen, also Sätzen, mit deren Begründung das Werk steht oder fällt. Um den Fall zu vermeiden und Standhaftigkeit zu gewährleisten, definieren Wissenschaftler diese Grundsätze als Axiome (zu altgr. *axioun*, „für recht halten“²) und charakterisieren sie als Lehrsätze, die ohne Beweis einleuchten. In diesem Sinne stelle ich kurz meine Axiome vor:

„Die Aufgabe der Philosophie besteht darin, neue Begriffe zu schaffen und bestehende kritisch zu analysieren.“

Alice Pechriggl, Antrittsvorlesung, Klagenfurt, 16. 6. 2003.

„Was ist, ist Prozess.“ und „Man will immer das, was man nicht hat.“

Peter Heintel.

² „für Recht halten“ heißt nicht „Recht sein“. So waren die Axiome ursprünglich auch nicht gesicherte Beweise, sondern Annahmen, zu denen man sich im Verlauf des Diskurses allgemeine Zustimmung seiner Gesprächspartner erhoffte. Da ein Text aber mit niemandem diskutieren kann, erfuhr die Bedeutung der Axiome einen Wandel, hin zum gesicherten Anker des Wissenschaftlers.

Also streben wir dem gemäß, weil ja alles Prozess ist (haben wir), nach dem Nicht-Prozess (haben wir nicht).

Tippt man den Satz „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ (im Folgenden auch: Satz des Mehr) in der Internetsuchmaschine Google ein, so erhält man 4.730 Einträge (Suche in „Das Web“ am 22.04.2004). Tippt man die umgekehrte Version „Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile.“ (im Folgenden auch: Satz des Weniger) ein, so erhält man 12 Einträge (ebd.). Lässt man die Anführungszeichen und den Punkt weg, so erhält man im ersten Fall ca. 65.800 (ebd.), im zweiten immerhin ca. 43.700 (ebd.) Einträge (mit Überschneidungen). Offenbar besteht, gemessen an der Trefferrate, in der von Google erfassten Menge der deutschsprachigen Webseiten die Übereinkunft darin, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile sei. Soviel zur Statistik.

Noch ein paar Grundgedanken zur Seinsweise des Satzes des Mehr:

Im *ontischen* Sinne bedeutet der Satz „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“, dass er etwas Benanntes aber Unbestimmtes ist. Wenn der Satz ontischen Charakter hätte, so wäre diese Arbeit in ihrem Umfang absurd, denn Ontisches *ist* ohne Diskussion. Ontisches ist formal-vermitteltes Sein, zum Beispiel: *ich und der Andere*.

Im *ontologischen* Sinne bedeutet dieser Satz, dass er etwas Benanntes und Bestimmtes ist. Ontologisches ist inhaltlich-vermitteltes Sein, zum Beispiel: *der Andere ist nicht ich*. Hier wird es interessant. Wenn der Satz ontologischen Charakter hat, dann deutet dies darauf hin, dass sein Wesen, seine Substanz originär dem menschlichen Geist entspringt. Er ist ein *Fabrifakt*³, Fabrikat menschlicher Hervorbringung und Faktizität zugleich. Im Unterschied zum Artefakt, das zwar ebenso auf künstlich Hergestelltes hinweist, jedoch nicht die dem Begriff des Fabrifakts innewohnende

³ Vgl. dazu den Begriff *Faitiche* bei Bruno Latour, in: Bruno Latour, Die Hoffnung der Pandora, Frankfurt (Suhrkamp) 2000, 1. Aufl. 2002.

Bedeutung einer wirkmächtigen, industriellen (und damit kollektiven) Leistung zum Ausdruck bringt.

Im *transzendentalen* Sinne bedeutet dieser Satz, dass er zwar etwas Benanntes aber noch nicht Bestimmtes und noch nicht Unbestimmtes (Prozess) ist. Transzendentes ist im formal-inhaltlich-vermitteltem Werden, zum Beispiel: *der Andere* (hier fehlt das Ich als notwendiger zweiter Beziehungspol, wie auch die beiden gemeinsame Beziehungsebene; der Andere als das vorerst gänzlich Neue). So will ich diesen Satz in meiner Arbeit vorerst gebrauchen: Er steht da, doch ist noch ungeklärt, ob er nun bestimmt werden kann oder unbestimmt bleibt. Es soll hier, wie bei aller Transzendentalphilosophie, das Augenmerk sowohl auf die Bedingungen der Möglichkeiten als auch auf die Möglichkeiten dieses Satzes gerichtet werden. Ob der Satz schließlich ontisch oder ontologisch wird oder gar in seiner ursprünglichen Transzendentalität verbleibt, das wird sich zeigen.

„Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ Wenn ich diesen Satz noch ein Stückchen weiter abstrahiere, so könnte er doch auch lauten: „Eins ist mehr als Vieles.“ Da ich in Anschauung des ersten Satzes das Gefühl von innewohnender Weisheit verspüre, in jener des zweiten aber eher weniger davon auszumachen glaube, frage ich mich, ob diese zwei Sätze ein und das selbe aussagen? Seltsam, je weiter man abstrahiert und verallgemeinert, desto unglaublichere Konstruktionen sind herstellbar. Ist das Ganze denn gleichbedeutend mit Eins und sind die Teile, bzw. ihre Summe Vieles? Was heißt es, Eins zu sein, und was bedeutet es, ein Teil zu sein? Ist ein Teil selbst ein Ganzes? Ich würde sagen: Ja, ein Teil ist, für sich betrachtet, auch ein Ganzes. Wenn es aber so ist und mehrere Teile mehrere Ganze sind, wie kann dann ein einzelnes Ganzes mehr als alle anderen Ganzen sein? Woher rührt es, dass ein Ganzes, wenn es Teil von einem anderen Ganzen ist, nicht mehr als Ganzes betrachtet wird? Wie kann etwas mehr sein (und in welcher Art und Weise), wenn es doch weniger scheint? Viele Fragen, deren Beantwortung vielleicht im ersten Moment einfach scheint, aber gar nicht so einfach ist.

Zu meiner Methodik lässt sich Folgendes sagen: ich werde versuchen, mich der Problematik in der Tradition der pyrrhonischen Skepsis⁴ anzunähern, wenn es darum geht, das Verhältnis vom Satz des Mehr und vom Satz des Weniger und damit verbundenen Sachverhalten in mehreren Bereichen zu erörtern. Was beschreiben sie, was beschreiben sie (auf den ersten Blick) nicht? Wieso tauchen sie überhaupt in dem Zusammenhang auf, in dem sie auftauchen? Was lässt sich an ihnen ablesen und sind sie tatsächlich in der Lage, Sachverhalte und Situationen adäquat wiederzugeben?

Von der skeptischen Methode weiche ich ab, wenn ich Vermutungen darüber anstelle, was die Bedingungen der Möglichkeit zum Gebrauch der beiden Sätze sind und wie sie beschreibbar sein können. In gewisser Weise werde ich in dieser Arbeit vielleicht als skeptischer Dogmatiker gesehen werden, was zwar einen Anstrich von Inkonsequenz haben mag, meines Erachtens jedoch anerkannter, gegenwärtiger wissenschaftlicher Praxis⁵ entspricht. Das erste Kapitel beschreibt das Verhältnis der beiden Sätze in Logik, Intuition und Dialektik im Kontext von Wissenschaft und Gesellschaft. Beide sollen weiters in den Kontexten von Wirtschaft und Politik (Kapitel 2) erläutert werden. Eine andere Beschreibung meines methodischen Weges lautet: Vom Inneren und Äußeren des Ichs zum Dazwischen des Wir, und zurück zum Ich.

Ich habe versucht, all jene Thesen, Gedanken und Sätze mit Zitaten oder Quellenangaben zu belegen oder abzuleiten, von denen mir explizit bewusst ist, dass sie nicht eigene Resultate oder eigene Voraussetzungen meines Denkprozesses sind. Was unabweitert dort steht, verstehe ich also als meine Gedanken, meine Thesen und meine Sätze und meine Schlussfolgerungen. Wahrscheinlich habe ich jedoch gar nichts davon völlig unbeeinflusst ausgedacht, so dass eine einzige Fußnote am Ende dieser

⁴ Vgl. Sextus Empiricus, *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis*, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1968.

⁵ Denn was tut ein Wissenschaftler? Er entwirft eine Theorie, die er argumentativ und/oder experimentell beweist, und lässt danach darüber diskutieren. Andere Wissenschaftler versuchen nun, diese Theorie als nicht nachvollziehbar (theoretisch und/oder praktisch) zu widerlegen. Gelingt es ihnen nicht, so

Arbeit mit dem Verweis auf die gesamte Schriftproduktion der Menschheitsgeschichte genügen würde, mich von meinem Eigenen zu befreien. Irgendwo steht es schon, irgendjemand hat schon so gedacht, hat die selben Schlüsse gezogen, hat die selben Prinzipien vorausgesetzt, die selben Fehler gemacht und hat dies alles schon aufgeschrieben. Die Neuerfindung des Rades leistet diese Arbeit also nicht, auch den Erfinder des Rades erfindet sie nicht neu. „Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken.“, hat Goethe gesagt. In diesem Sinne soll auch mein Text betrachtet werden. Sollten sich also Stellen finden, die Grund zur Annahme liefern, dass sie schon anderswo geschrieben stehen, dann ist diese Annahme richtig. Ich bitte dann um Kenntnissgabe der Quellen, damit ich sie in die erste überarbeitete Auflage integrieren kann, sollte sich je ein Verlag finden, der diesen Text publizieren will.

gilt die Theorie als neue Erkenntnis oder als allgemein anerkannte Erkenntnisgrundlage. Die Wissenschaftler sind somit skeptische Dogmatiker sich selbst und ihren Kollegen gegenüber.

2 Wissenschaft und Gesellschaft

2.1 Sprache – Logik, Dialektik, Intuition

Woher kommen die Begriffe Ganzes und Teile und was bedeuten sie? Sucht man darauf eine Antwort und bemüht dazu ein Lexikon, dann findet man dort Folgendes: Das Ganze (griech. hólon, lat. totum) und der Teil (griech. méros, lat. pars) sind Begriffe, die sich gegenseitig implizieren⁶. In der Alltagssprache meint das Ganze eine in sich vollständige und geschlossene Totalität, die nichts außer sich lässt. Der Teil ist ein Stück eines beliebigen Ganzen. „Das G[anze] beruht auf T[eilen], ist aus T[eilen] zusammengesetzt und wird in T[eile] eingeteilt; und umgekehrt haben die T[eile] ihren Bestand als T[eile] nur im G[anzen].“⁷ Das Ganze ist quantitativ größer als seine Teile und qualitativ gleich ihrer Summe. Es scheint also gleichwertig, entweder vom Ganzen oder von der Totalität der Teile zu sprechen.

Um jedoch von einem Ganzen und von einem Teil sprechen zu können, muss eine ihnen gemeinsame Ebene vorausgesetzt werden, ein Feld, auf dem sie einander begegnen und miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Es fällt auf, dass hierbei dem Ganzen und dessen Teil etwas geschieht. Ihre Verknüpfung passiert nicht autonom, sondern ich bin es, der sie durchführt. Ich denke mir die Verknüpfung, ich spreche sie aus und ich mache sie tatsächlich. Die gemeinsame Ebene des Ganzen und dessen Teil bin also ich in meinem Denken, Sprechen und Handeln.

In einer Konsequenz bedeutet das, dass ich es mir leicht machen kann, denn sage ich „das Ganze“, so sind laut obiger Definition automatisch all dessen Teile mitgesagt, ob ich will oder nicht. Diese scheinbare Gleichwertigkeit führte und führt in Kommunikationssituationen immer wieder zu Problemen, wenn man etwa nicht alle Teile meint, aber keine Zeit hat, diese auszuschließen; oder wenn die Totalität der Teile

⁶ in: Enzyklopädie Philosophie, Kap.-Nr. 262/12905, Meiner 2002, CD-ROM.

⁷ Ebda.

nicht von allen Gesprächspartnern mit ein und dem selben Ganzen in Verbindung gebracht wird und umgekehrt. Um dem entgegenzuwirken, dass etwas derartiges auch bei der Lektüre des vorliegenden Textes geschehen könnte, erläutere ich kurz mein Verständnis der Begriffe Ganzes und Teil(e). Unter Ganzes verstehe ich *etwas ontologisch Bestimmtes* (ein Fabrifakt), also nicht im Sinne des griechischen *hólon*, was das Weltganze, den Kosmos ausdrückt, mehr dem lateinischen *totum*, einer bestimmten Totalität, entsprechend. Es ist mir damit möglich, von bestimmten Dingen (wie auch von als unbestimmt bestimmten) als Ganze zu sprechen, wie es in Alltagsnähe und -ferne gewöhnlich der Fall ist. An dieser Stelle ein kleiner Exkurs: Was bedeutet *stimmen*? Einen Klang verleihen, eine Stimme geben, passend sein. Heidegger hätte vielleicht gesagt⁸: Die Stimme stimmt. Da wären alle Bedeutungen drin. Das Bestimmte ist dasjenige, das von mir eine Stimme erhält, einen Klang, der dazu passt. Die gute Stimmung, das Gestimmt sein, bezeichnet den Klang und die Rhythmik einer Situation oder eines individuellen Gemütszustandes. Ich bin be- oder gestimmt und zwar als *Element* einer Stimmung, nicht als Teil einer solchen. Die Elemente sind durchzogen von einer unteilbaren Stimmung, und bereichern die Stimmung um ihre Ausdrucksmöglichkeit, die sie ohne die Elemente nicht hätte.

Das Ganze als *totum* zu verstehen, erlaubt mir, Grenzen zu setzen und Felder abzustecken, die ich genauer unter die Lupe nehmen will. Der Satz, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile sei, bezieht sich ja zumeist nicht auf das Weltganze, sondern immer nur auf „kleinere“ Ganze im „Großen und Ganzen“. Ein Teil hingegen ist nicht nur *pars* (lat.), was die in bloß äußerlicher Anschauung sichtbare Zugehörigkeit zu einem Anderen ausdrückt, sondern auch *méros* (griech.), das unsichtbare individuelle Schicksal, das im Kontext des Anderen gemeint ist. So kann etwas auch Teil eines Ganzen sein, das an der Oberfläche nicht sichtbar ist (dazu gehören auch die Windungen und Verwicklungen im und mit dem Sozialen), die sprichwörtliche (sichtbare) Spitze des Eisbergs ist nicht der ganze Eisberg, obwohl niemand sagen

⁸ Zum Begriff der Stimmung bei Heidegger vgl. ByungChul Han, *Heideggers Herz. Zum Begriff der Stimmung bei Martin Heidegger*, München (Fink) 1996.

würde: „Schaut mal, an Backbord ist die Spitze eines Eisberges.“, sondern: „Schaut mal, an Backbord ist ein Eisberg.“ Das Nichtsichtbare, die Spitze zu einem Eisberg Machende, wird metaphysisch als gegeben und da seiend angenommen, aber nicht als Etwas von der Spitze getrenntes gedacht, obwohl nicht empirisch wahrgenommen. Es wird als mit der Spitze zusammenhängend gedacht. Das Zusammenhängende (altgr. synechés) ist als Kontinuum (auch synechés) in seiner Bewegung auf eine Richtung beschränkt, räumlich begrenzt und eine Form der Einheit (altgr. hén), ein Ganzes also, das Teile entweder nur dem Vermögen (altgr. dýnamis) nach, oder auch der Wirklichkeit (altgr. entelécheia) nach hat.⁹ Die Wasseroberfläche trennt nicht die Spitze des Eisberges vom Rest, sondern verbirgt ihn. Auf dieser Oberfläche entlang sehe ich die Spitze, doch der Rest bleibt mir verborgen. Was vom Wasser nicht umschlossen ist, das ist die sichtbare Spitze, die zum Eisberg bestimmt wird, der, wenn das Verborgene mitgedacht wird, mehr als die Summe seiner Teile zu sein scheint. Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile, wenn das Verborgene nicht als Verborgenes seiend gedacht wird, und die Spitze nicht als Spitze, sondern das Wahrnehmbare als was es wahrgenommen wird und nicht was es möglicherweise (dem Vermögen nach) sein könnte. Und hier treffen wir auf Modelle der Weltbeschreibung und -erklärung wie sie lange schon gedacht und gebraucht werden.

Ich bin immer wieder auf das entgegengesetzte Paar von Logik und Dialektik gestoßen. Diese Entgegensetzung wurde zumeist damit begründet, dass die Logik Widersprüche zu vermeiden sucht, wohingegen die Dialektik ohne Widersprüche undenkbar sei. Wozu aber brauche ich die Logik, wozu die Dialektik? Wenn ich im Folgenden von der Logik spreche, so meine ich damit, wenn nicht extra ausgewiesen, die aristotelische Logik, wenn von Dialektik, so die hegelsche.

Wann immer es um Entscheidungen geht, bemühe ich die Logik. Sie ermöglicht mir die Entscheidung für A und gegen B. Der mit ihr postulierte Kausalzusammenhang

⁹ Vgl. Aristoteles, *Metaphysik*, Reinbek (Rowohlt) 2002, 3. Aufl., 5. Buch, Pkt. 6 und 26.

eignet sich bestens, um die Ursachen für ein Problem zu finden und die möglichen Wirkungen einer Lösung zu durchdenken. Die Logik selbst postuliert gar nichts. Sie ist aber ein System, das die Welt in Teile scheidet. Dass diese Teile miteinander in Verbindung stehen, formuliert der Satz des zureichenden Grundes: „[...] nihil est sine ratione, nichts ist ohne Grund.“¹⁰ Nach dem Grund zu fragen, bedeutet historisch zu werden. In diesem Denken bewege ich mich sozusagen immer im Vergangenen um darauf schließen zu können, was in der Gegenwart gerade passiert ist.

Die Logik bereitet die Welt darauf vor, nach Ursachen und Wirkungen geordnet zu werden und bildet damit ein Orientierungssystem zum Zweck der Entscheidungsfindung über Probleme, die sie selbst erschaffen hat. Ihre Regeln sind eindeutig, rational nachvollziehbar und ebenso rational anwendbar. Die Logik spendet – logisch gedacht – Sicherheit¹¹.

Die Dialektik ist hingegen für die Herbeiführung einer Lösung für ein logisch bestimmtes Problem unbrauchbar, denn sie spricht nicht vom selben Problem, auf das sich die Logik bezieht. Brauchbar ist sie dagegen, wenn es gilt, ein Problem zu beschreiben. Dass nämlich etwas nicht nur von einer Ursache herrührt, sondern dass es vielerlei, auch widersprüchlicher, Umstände zu verdanken ist und nicht zusammenhanglos betrachtet werden darf, sondern immer im Kontext (auch) widersprüchlicher Verhältnisse. Wie vollzieht sich die Dialektik eigentlich und wo trifft man sie an?

Die Dialektik nach Hegel beschreibt die Bewegung einer Position über ihre Negation hin zur Negation der Negation. Position (auch: These, Spruch) ist Standpunkt, Empfindung, Meinung A; Negation (auch: Antithese, Widerspruch) ist paralleler Gegensatz, manchmal diametral entgegen gesetzt, meist aber eine alternative Perspektive B; Negation der Negation (auch: Synthese, Zusammengesetztes) ist die durch die Ver-

¹⁰ zitiert nach Heidegger, *Vom Wesen des Grundes*, Frankfurt am Main (Vittorio Klostermann GmbH) 1949, 8. Aufl. 1995, S. 8.

¹¹ Diese Sicherheit wird durch Aus- und Abschlüsse erzeugt.

mengung von Position und Negation neu entstandene Sichtweise C, die selbst wiederum Position/Negation von anderen Negationen/Positionen ist.

Dabei sollte man nie den Gegenstand aus den Augen verlieren, denn eine Position muss Position *zu* Etwas sein und eine These muss eine These *zu* Etwas sein. Über diesen Gegenstand vermitteln sich Position und Negation zur Negation der Negation. Er ist die gemeinsame Basis, die Ebene, die es ermöglicht, Position und Negation miteinander in Beziehung zu setzen. Die gemeinsame Ebene muss nicht reell sein, sie kann auch ideell bestehen. So gelten als gemeinsame Ebene sowohl der selbe Raum oder die selbe Zeit, als auch der selbe Grundgedanke oder das selbe Problem. Dabei ist wichtig anzumerken, dass sich die gemeinsame Ebene nicht verändern darf, da der dialektischen Bewegung so ihr Boden entzogen würde. Erst in der Synthese ist ein Wechsel der Ebene möglich.

Warum ist der Widerspruch in der Dialektik so wichtig? Weil erst der Widerspruch den Spruch auf die gemeinsame Grundlage (Ebene) hinweist. Ohne den Widerspruch wäre sich der Spruch nicht als Spruch bewusst.

Achtung: Die Kommunikation ist NICHT die gemeinsame Grundlage, sondern allenfalls das gemeinsame Medium, das Übertragende. Auch das Übertragende muss den selben Boden zur Grundlage haben wie die Überträger (These, Antithese).

Es gibt demnach fünf Notwendigkeiten, die eine Bewegung zur dialektischen machen: gemeinsame Basis, These, Antithese, gemeinsames Medium, Synthese.

Wenn nun die gemeinsame Basis ein Problem ist, so bleibt dieses Problem von der dialektischen Bewegung unberührt, da gerade dieses Problem, so wie es ist, die Dialektik erst ermöglicht. Einer sieht etwas so, der Andere so. Beide wählen die gesprochene Sprache als gemeinsames Medium. Sie diskutieren ihre Sichtweisen. Wenn

nun jeder ein wenig von der Sichtweise des Anderen in seiner integriert hat, ist die Synthese vollzogen.

Genau genommen entsteht eine Verdopplung der Synthese, denn die Position nimmt etwas von der Negation an und die Negation etwas von der Position. Ich und der Andere, wir werden nicht ein Drittes, sondern bleiben ich und der Andere, bloß unsere Sichtweisen haben sich verändert, und die Synthese ist damit in Doppelausgabe vorhanden. Das Problem besteht nach wie vor, nur der Blick darauf hat sich verändert.

Gemeinsame Basis: Das Wetter.

These A: „Das Wetter ist schön.“

Antithese B: „Das Wetter ist schlecht.“

Diskussion darüber, ob und warum das Wetter schön ist oder schlecht.

Synthese C: Das Empfinden des Wetters ist subjektiv und nicht allgemein gültig. Das Wetter ist sowohl schön wie auch schlecht.

Aber: Das Wetter selbst blieb von der Dialektik unberührt. Maximal ließe sich behaupten, dass das Wetter in der Synthese ein anderes ist, nämlich eines, das sowohl schön wie auch schlecht ist. Es wäre dann aber nicht jenes Wetter von Position und Negation nur mit anderen Eigenschaften, sondern es ist ein ganz anderes mit gänzlich neuen Eigenschaften. Die Synthese erfindet das Wetter doppelt neu und macht es zur potenziellen gemeinsamen Basis der Synthese als Position oder Negation für andere Positionen und Negationen.

Problematisch ist es, wenn die gemeinsame Basis unklar oder schleierhaft ist. Diese Basis gilt es im Vorfeld genau zu definieren. Sonst ist Dialektik nicht möglich, statt dessen kommt es zum stinknormalen Streit.

Die dialektische Methode führt zu keiner Lösung, denn sie trennt nicht, wie es die

Logik tut, sondern sie vereint. Die Dialektik beschreibt und vereint logische Widersprüche, jedoch nicht um sie aufzulösen, oder den „besten“ Widerspruch herauszufiltern, sondern um darauf hinzuweisen und sie zu bewahren. Sie spendet – wiederum logisch gedacht – Unsicherheit¹².

Es scheint, dass eine Entgegensetzung von Logik und Dialektik nicht korrekt ist, da das eine ein System zur Problemlösung, das andere ein System zur Problembeschreibung ist. Hinzu kommt, dass sich beide des Mediums der Sprache und der Schrift bedienen, die ihrerseits (zumindest in unseren Breiten) logisch systematisiert sind. Es gibt eindeutige Buchstaben, in Kombination ergeben sie Wörter, in grammatikalisch geregelten Sätzen können sie Zusammenhänge ausdrücken. Die Logik sagt: „Schallplatte.“ und die Dialektik weist darauf hin: „Tonträger und Wandisolierung.“

Was ist nun aber das zur Logik alternative¹³? Gibt's das überhaupt? Meiner Meinung nach gibt es das sehr wohl und auch Ernst Cassirer stellte dieselbe Frage, als er schrieb: „Ist uns wirklich alle Realität nur dadurch faßbar und zugänglich, daß wir sie durch das Medium der wissenschaftlichen Begriffe erblicken?“¹⁴ Wissenschaftliche Begriffe zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Genealogie nachvollziehbar sein sollte, dass ihr Gebrauch und Bezug festgelegt wird und dass sie Sachverhalte ausdrücken möchten. Auch sie folgen dem Prinzip der Logik. Doch das Alternativmodell zur Logik ist die *Intuition*. Warum Intuition? Weil auch sie Entscheidungen bei anstehenden Problemen trifft. Weil auch sie dazu in der Lage ist, Lösungen herbeizuführen. Doch sie tut das völlig unlogisch. Alltagssprachlich handelt man „aus dem Bauch heraus“, „gefühlsmäßig“¹⁵. Dabei gilt jedoch zu beachten, dass der Gegensatz

¹² Die dialektische Unsicherheit entsteht erstens durch den Einschluss und die Gleichwertung von logisch Ausgeschlossenem, und zweitens führt diese Irritation der Logik zu so etwas wie Prozessualität, da logisches Denken von dialektischem Denken stets verunsichert wird und so in Bewegung bleibt.

¹³ Der Begriff „alternativ“ bedeutet soviel wie „anders geboren“. Wer tatsächlich von sich behaupten kann, anders geboren zu sein als alle anderen, der ist vermutlich wirklich unabhängig, dies aber so, dass er gänzlich außerhalb der uns bekannten sozialpolitischen Strukturen stünde und damit keinen Anknüpfungspunkt fände. Methoden können alternativ sein, nicht aber politisches Tun.

¹⁴ Ernst Cassirer, Vorrede Pkt. IV, in: *Philosophie der symbolischen Formen*, Ges. Werke, Bd. 13, Hamburg (Felix Meiner) 2003, CD-ROM-Edition, S. 40.

¹⁵ Man könnte der Ansicht sein, es handle sich dabei ebenso um Gründe und Kausalzusammenhänge, doch entsteht diese Ansicht nur aus der nach Begründung gierenden Perspektive der Logik.

von „rational“ eigentlich „irrational“ lautet, wohingegen „emotional“ in „emotionslos“ seinen Gegenpart findet. Intuition ist aber weder emotional noch irrational, sondern ließe sich am ehesten mit situativem¹⁶ Wissen, ein in der Situation erworbenes und/oder entstehendes Entscheidungswissen, umschreiben. Das intuitive Handeln ist der tatsächliche Gegensatz zum logischen Handeln, weil beide auf entgegengesetzten Wegen zum selben Ziel kommen, nämlich Entscheidungen zu treffen. Dank der Dialektik bin ich in der Lage, diese Entgegensetzung beider Herangehensweisen zu beschreiben. Auch Logik und Intuition haben eine Gemeinsamkeit, und das ist wiederum die Sprache. Ich kann intuitiv Dinge aus- bzw. ansprechen, für die ich aber keine logischen Gründe angeben kann. Hier treffen sich Logik und Intuition. Es gibt den Sinnspruch: „Beim Reden kommen die Leute zusammen.“, hier müsste er lauten: „Beim Reden geraten die Leute aneinander.“ Die Intuition versteht die Logik nicht, weil sie Verstehen nicht logisch (Ursache-Wirkung, Regelwerk, etc.) definiert. Intuitives Handeln lässt sich nicht analysieren (zerteilen) und wenn dies die Logik dennoch versucht, kommt es leicht zu Missverstehen und Streit. Um diesen Gegensatz zu veranschaulichen, führe ich folgendes Beispiel an: Ich war zusammen mit einer Bekannten in einem Tanzetablisement. Sie begann zu tanzen, während ich auf einem Stuhl Platz nahm. Es begab sich, dass ein anderer Gast Anstoß an ihrem Tanz nahm und sie mehrmals dazu aufforderte, diesen zu unterlassen. Als sie seine Aufforderungen nicht mehr zu ignorieren imstande war, kam sie zu mir, wo sich ungefähr folgender Dialog ereignete:

Sie: „Hast du das gesehen? Dieser *****, diese ***** ***, was glaubt der eigentlich? Wenn ich jetzt eine ***** hätte, dann würde ich ihn *****!!! (...) Wie siehst du das?“

Ich: „Na ja, ich sehe das so, dass du beim Tanzen gehüpft bist und der Parkettboden hat die Schwingungen übertragen. Der Andere war gerade im Gespräch und fühlte

¹⁶ Im Gegensatz zu Donna Haraways „situiertem Wissen“, das sich auf Wissenschaftswissen beschränkt, in: Donna Haraway, *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt / New York (Campus) 1995, S. 73ff.

sich davon gestört, deshalb wollte er, dass du aufhörst.“

Sie (mit fassungslosem Blick): „Ist das jetzt dein Ernst? Weißt du, was du gerade gesagt hast? Du machst ihn zum Opfer und mich zum Täter!!!“

Ich: „Nein, aber schau: der sitzt ja so, dass er dich gar nicht sehen kann, der kann dich ja nur spüren ...“

Daraufhin wollte sie nicht mehr ihn, sondern mich *****. Sie attestierte mir, dass ich in einer Traumwelt lebe und von nichts Ahnung hätte.

Was war passiert? Wie konnte es dazu kommen, dass es zwischen uns beinahe zum Streit ausgeartet wäre? Nun, sie regte sich auf und zwar intuitiv. Ich dagegen argumentierte logisch. Ich hatte den – intuitiv ungeheuerlichen – Vorfall betrachtet, analysiert, Ursache und Wirkung bestimmt und eine Kausalkette geflochten. Doch das war das Letzte, was sie hören wollte. Sie wollte nicht ein bisschen Recht haben, sondern ganz. Sie wollte ungeteilte Anteilnahme, ungeteilte Zustimmung, ungeteilte Solidarität erfahren. Dies ist aber logisch nicht möglich. Nur auf einer ebenso intuitiven Ebene hätte ich ihr das geben können. Logik ist in gewisser Weise distanzierteres, nach verallgemeinerbaren Regeln funktionierendes, systematisches Denken, Intuition ist dagegen distanzloses, nach nicht verallgemeinerbaren Regeln funktionierendes, nicht in ein System zwängbares Denken. Die Logik fragt nach Gründen, die Intuition tut dies nicht. Beide bedienen sich der Sprache, wobei die Logik leicht der Illusion verfällt, der Intuition überlegen zu sein, für deren Vermittlung die Sprache unzulänglich scheint. Sie scheint deshalb unzulänglich, weil sie zu viele Ausdrucksmöglichkeiten bereit stellt. Die Logik kann gar nicht genug Sprache bekommen, die Intuition will nur wenig davon. Je mehr Wörter, je zerteilter, je analysierter das Ganze wird, desto stärker fühlt sich die Intuition verraten, denn sie kennt nicht Vieles, sie kennt nur Eins. Wir werden später in Kapitel 2.4 noch einmal auf das Eins der Intuition und das Vieles der Logik zurück kommen.

Im Sprechen vermitteln sich Logik, Intuition und Dialektik über ein Drittes, nämlich

der gesprochenen Sprache¹⁷. Wenn sich zwei oder mehrere Menschen treffen und eine Unterhaltung beginnen, so nennt die Wissenschaft diese Situation einen Diskurs. Dieser erfährt Disziplinierung von Außen wie auch von Innen. Der Diskurs folgt dieser oder jener sprachlichen Kultur und unterliegt deshalb auch einer bestimmten Ordnung. Doch diese Ordnung beschränkt sich nicht auf die Sprache selbst, sondern „ordnet“ auch die Sprechenden. Michel Foucault hat diese Ordnung näher beleuchtet und ihre Mechanismen nachvollziehbar gemacht. Diese sind: der Ausschluss, das Ereignis- und Zufallsreglement und die Verknappung der sprechenden Subjekte. Der Ausschluss ist bei Foucault „das verbotene Wort; die Ausgrenzung des Wahnsinns; der Wille zur Wahrheit“¹⁸, bzw. das Verbot im Sinne von unansprechbaren Tabus; die Grenzziehung im Diskurs und die Verwerfung von der Normalität Widersprechendem; und der Zwang, die Wahrheit sagen zu müssen (Authentizität). Die Mechanismen des Ausschlusses verortet Foucault auf den von außen auf den Diskurs wirkenden Bereich. So analysiert er auch soziale Gemeinschaften im historischen Kontext¹⁹, und untersucht ihren Umgang mit Regelwidrigkeiten, v.a. wenn Personen sich dieser Regelbrüche schuldig machen. Die inneren Mechanismen hingegen sollen Ereignisse und Zufälle bändigen und zeigen sich in Form von Kommentar, Autor und Disziplin(en)²⁰. Kommentar beschreibt nach Foucault die Möglichkeit und Wirklichkeit des Fortführens oder Wiederholens eines Gespräches in schriftlicher Weise. Der Autor hingegen wird als Prinzip verstanden, das Wahrheit und Gültigkeit der im Diskurs ausgesprochenen Worte festlegt. Der Autor als Legitimationsprinzip mit bestimmender Kraft des Urhebers. Foucault meint, dass diese Rolle des Autors in der Wissenschaft im Schwinden begriffen ist, hingegen in der Literatur immer stärker zum Tragen kommt. Es ist wichtig, wer die Geschichte geschrieben hat, es ist aber

¹⁷ Auf die Unterschiede von Sprache, Rede, Sprechen, Worte, Laute, usw. gehe ich hier nicht näher ein. Wer sich dennoch eingehender damit befassen mag, der vgl. dazu Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 3. Aufl., Berlin (Walter de Gruyter) 2001.

¹⁸ Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, hg. von Wolf Lepenies und Henning Ritter, München (Carl Hanser) 1974, S. 14.

¹⁹ Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1969, S. 159f.

unwichtig, ob nun dieser oder jener die Wahrheit entdeckt hat, bzw. verkündet. Und das Dritte sind die Disziplinen, die nicht mit wissenschaftlichen verwechselt werden sollen. Für Foucault ist Disziplin gleichbedeutend mit der allen zugänglichen, anonymen Basisstruktur, die es erlaubt, „endlos neue Sätze zu formulieren“.²¹ Die Verknappung der sprechenden Subjekte drückt sich in Doktrinen, Sprechritualen und ihrer gesellschaftlichen Aneignung zur Diskursgesellschaft aus.²² Hier werden nicht die Diskurse, sondern die Sprecher selber geordnet. Dies äußert sich in Zugangsvoraussetzungen, in Fachterminologien, in Regeln und Gesetze.

Diese Diskursanalyse ist intuitiv nicht möglich, Foucault musste sich der Logik, des Analysewerkzeugs bedienen, damit er sie formulieren konnte. Wir sehen jedoch, dass das Ganze des Diskurses offenbar eine nicht zu unterschätzende Sprengkraft in sich birgt, die es zu disziplinieren gilt. Das Ganze könnte mehr als die Summe seiner Teile sein, doch dies wird zu verhindern gewusst und so scheint es im praktischen Vollzug weniger als die Summe seiner Teile. Es ist nicht quantitativ weniger, denn die Disziplinierungsmaßnahmen äußern sich nicht in einer Minderzahl an Gesprochenem, sondern an minderer inhaltlicher Qualität. Der reglementierte Diskurs entspricht der nach der Logik geordneten Welt, in der alles seine Gründe hat, alles geordnet ist und „unter Kontrolle bleibt“²³. Natürlich findet sich auch intuitives Sprechen in Diskursituationen und dass bei all dieser Zählung des Diskurses der Produktionsfluss an zu zählenden Bedeutungen nicht versiegt und dass neben all diesen absoluten Ausschlüssen es auch relative zu beachten gilt (zB.: „Ich will nicht am Diskurs teilnehmen.“) ist die perfekte Überleitung in das nun folgende Kapitel.

²⁰ Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, hg. von Wolf Lepenies und Henning Ritter, München (Carl Hanser) 1974, S. 15ff.

²¹ Ebenda, S. 22f.

²² Ebenda, S. 26f.

²³ Vgl. Erich Kitzmüller, *Verschuldung und Verlässlichkeit: was die Menschen zusammenhält*, in: Ina Paul-Horn (Hg.), *Entgrenzung und Beschleunigung. Widersprüche und Fragen im Prozeß der Modernisierung*, Wien (Turia+Kant) 1999, S. 167ff.

2.2 Systembegriff und Gruppendynamik

Joachim Wenzel²⁴ beschreibt in der Definition eines sozialen Systems nach Niklas Luhmann das System als Ganzes und dessen Kommunikationen als seine Teile. Wo bei es sich beim System um eine Setzung des Beobachters handelt, eine Reduktion der Möglichkeitskomplexität des Weltzusammenhangs, die jeden Einzelnen zu überfordern vermag. Auch Luhmann bedient sich der logischen Analyse, die ihm Beschreibungen der Systemwelt ermöglichen. Gemäß seiner Analyse wird das Ganze in Teile zerlegt, die Vermittlungstätigkeit zwischen den Teilen nennt er Kommunikation. Weiters bestimmt Luhmann das Ganze als mehr als die Summe seiner Teile, denn die Handlungsmöglichkeiten eines Subjekts sind zwar vielfältiger als jene des selben Subjekts in einem Verband, doch die Kommunikationsmöglichkeiten des Einzelnen sind geringer als im Verband. Wiederum muss ich das System aber erst benennen, damit ich Teil davon werde. Hier stellt sich die Frage, ob dies ausreichend ist, ein Subjekt zu beschreiben, bzw. *m i c h* zu beschreiben. Auch ethische Fragen können mit der Systemtheorie nur unzureichend beantwortet werden, da Entscheidungen vom System getroffen werden (das von mir dazu bestimmt wird) und nicht vom Subjekt, welches in der Systemtheorie nicht als solches existiert. Dabei scheint mir einerlei, ob der Entscheidungsträger nun System genannt wird oder Gott oder Staat, etc. Die Verantwortung und Handlungskompetenz liegt hier wie da nicht beim Einzelnen, sondern bei einer ‚höheren‘ Instanz. Die systemtheoretische Perspektive meint zu erlauben, vom Einzelnen zu abstrahieren und die Welt in all ihrer Komplexität in Allgemeinbegriffen zu denken. Die Kommunikationen sind dabei das, was ein System durchzieht. Ähnlich der Akupunktur²⁵ müsste eine Einflussnahme durch eine punktuelle Stimulation erfolgreich sein, wenn man das System als lebendes verstehen will, in dem alles mit allem zusammenhängt. Wenn alle Systeme von Kommunikati-

²⁴ Joachim Wenzel: Eine Einführung in die Systemtheorie selbstreferentieller Systeme nach Niklas Luhmann, www.soziale-systeme.de.

²⁵ Der Gedanke an die Intervention in organischen Systemen auf Basis des Akupunkturprinzips basiert auf einem Vortrag von Esther Schmidt am 29.10.2003 an der Uni Klagenfurt.

onen durchzogen sind, so könnten Systemveränderungen über (und nur über) Kommunikationen herbeigeführt werden. Da stellt sich mir ebenso die Frage, wodurch sich die Kommunikationen unterscheiden, denn Veränderung impliziert Unterschied, inhaltlich-qualitativ und als Bewegung auch zeitlich. Luhmann führt die Verschiedenheit der Kommunikationen auf die Verschiedenheit der Systeme zurück, denn ich bin niemals in nur einem System, sondern immer gleichzeitig im jeweiligen System und vielerlei anderen Systemen, die Umwelten dieses Systems sind. Entferne ich mich aus diesem System, so wird es Umweltsystem desjenigen, in das ich mich begeben. Umweltsystem bedeutet nicht nur, dass es draußen ist, sondern es bietet dem System in dem man sich gerade befindet stets Kommunikationsmöglichkeiten an, jedoch obliegt es dem System, diese anzunehmen oder abzulehnen.

Die Kommunikationen sind jedoch an das System gebunden, nicht an das Subjekt, welches ja nicht existiert. Laut Luhmann bin ich die Summe der Systeme, die ich selbst einerseits bin (neuronales, psychisches, Sinnsystem, etc.) und andererseits jener in denen ich bin und war, bzw. sein werde (Familie, Beruf, Verein, Verkehr, Gesellschaft, etc.). Aber – bin ich nicht mehr als die Summe der Systeme? Bin ich nicht schon mehr, wenn ich all diese Systeme aufzähle und stehe ich dann nicht wieder vor dem selben Problem des Identitätszirkels (Wer ist das Ich, das sich denkt?)?

Natürlich habe ich mir auch die Frage gestellt, wie ich Subjekt definiere: Das Subjekt ist die zu sich gekommene Konstanz in der Differenz zum System und dessen Umwelt. Das Subjekt ist ein reduzierter Repräsentant des psychischen, neurobiologischen, Sinn- und Bewusstseinssystems und mehr, kurz – des individuellen Systems Mensch. Als Konstante ist es nicht prozessualisierend²⁶, die Konstante ist selbst kein Prozessualisierendes, sondern kontinuierlich und leer. Sie ist nicht deshalb leer, weil nichts drin ist, sondern sie ist deshalb leer, weil alles drin ist. Beschreiben Sie bitte

²⁶ Der Begriff des Prozessualisierenden geht auf Wilhelm Berger zurück, dem es damit gelingt, den Charakter eines Ereignisses zu beschreiben, ohne mit dem Prozess der Ereignisse selbst in Konflikt zu geraten; in: Wilhelm Berger, *Krise im Anfangen*, Habilitationsschrift, Klagenfurt 2002. Eine Konstante kann ein Prozess sein, jedoch ein kontinuierlicher, stets in ein und dieselbe Richtung weisender. Das Prozessualisierende ist in seiner Gerichtetheit variabel.

Nichts. – Kann ich nicht. Beschreiben Sie bitte Alles. – Kann ich auch nicht. Der Name des Subjekts ist „ich“. Ich (leere Konstante²⁷) repräsentiere mich (prozessualisierender Inhalt). Die Grenze des Subjekts ist die Grenze des prozessualisierenden Inhalts, doch jedes Subjekt verfügt über ein Ich. Man kann zwei (leere) Konstanten nicht gegenüberstellen, nur zwei prozessualisierende Inhalte. Die Differenz zweier Inhalte markiert die Grenze, die Differenz zweier Konstanten existiert nicht. Bsp.: A sagt: Ich mag Bohnen. – B sagt: Ich mag keine Bohnen. Die Differenz drückt die individuelle Vorliebe für Bohnen aus. Dort ist die Grenze zwischen A und B. A sagt: Ich. – B sagt: Ich. Es gibt keine Differenz. Eine Grenze zwischen A und B existiert nicht. Sie existiert aber deshalb nicht, weil wie gesagt, die Leere des Ich nicht Nichts ausdrückt, sondern Alles (den gesamten prozessualisierenden Inhalt) und wo alles drin ist, geht nichts mehr hinein – auch keine Differenz. Prozessualisierender Inhalt ist stets in Bewegung, das Ich kommt einer Momentaufnahme aller Bewegungen gleich, doch da dies genaugenommen gar nicht möglich ist, ist das Ich leer. Anderes Beispiel: Die Grenze zwischen einer Birne und einem Apfel drückt sich in vielerlei Differenzen aus (Form, Geschmack, Konsistenz, ...). Eine Grenze zwischen Obst und Obst existiert aber nicht, weil es keine Differenz gibt. Dennoch sind sowohl Birne als auch Apfel als Teile, bzw. Obstsorten in Obst (das Ganze) enthalten.

Bedeutsam scheint hier, dass Etwas nicht automatisch Teil eines Ganzen ist, sondern das Ganze als seine Teile konstituierendes Element diesen vorausgeht²⁸. Ich brauche also zuerst die Idee des Ganzen um ihm Teile zurechnen zu können, nicht umgekehrt. Das Ganze determiniert und definiert seine Teile. Was aber ist das Ganze? Das Ganze ist die leere Konstanz.

²⁷ Wie zuvor beim Irritationsprozess zwischen Logik und Dialektik, ist das Ich hier zugleich Anker und Irritation für seinen repräsentierten Inhalt.

²⁸ Aristoteles hat dies beobachtet, wenn er schreibt: „Uns ist aber zu allererst klar und durchsichtig das mehr Vermengte. Später erst werden aus diesem bekannt die Grundbausteine und die Grundsätze, wenn man es auseinandernimmt. Deswegen muß der Weg von den *Ganzheiten* zu den *Einzelheiten* führen. Denn nach der Sinneswahrnehmung ist immer das Ganze bekannter, Ganzheit bedatet aber

Dies bedeutet, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist, weil es alle Differenzen der Teile in sich schließt und zusätzlich noch eine Differenz (die des Ganzen) birgt, zugleich aber weniger als die Summe seiner Teile ist, weil es alle Differenzen der Teile in sich verschließt und nur noch eine Differenz (die des Ganzen) wirken lässt. Das System begreift sich so als Differenz zu seiner Umwelt. Die Subjekte sind verschwunden, lediglich die systemerhaltenden, differenzsetzenden, ereignishaften Kommunikationselemente bleiben übrig. Doch sind Systembeschreibungen nicht Kommunikationen von jäh Einzelnen? Und was passiert, wenn jäh Einzelne aufeinander treffen? Na, schauen wir mal ...

Der Gruppendynamik²⁹, wie sie an der Universität Klagenfurt veranstaltet wird, verdanke ich einen großen Teil meiner Themenentwicklung für diese Arbeit. Auch sie hat dazu beigetragen, dass ich mich mit der Problematik des Ganzen und der Summe seiner Teile auseinandersetze. In der Gruppendynamik gibt es eine Lehrveranstaltung, die sich Trainingsgruppe (T-Gruppe, eine Gruppe die nur sich selbst zum Zweck hat) nennt, und an der ich das Privileg hatte, mehrmals teilnehmen zu dürfen. Der Diskurs ist die treibende Kraft in der T-Gruppe. Im Diskurs und in der speziellen Anordnung der Teilnehmenden, versuchen die Gruppendynamiker herauszufinden, wie Gruppen (Zwangsgemeinschaften³⁰) funktionieren, bzw. dies den Teilnehmenden erfahrbar zu machen. Wer sich bei der Lektüre von Michel Foucault nichts bei seinen Ausführungen vorstellen kann, dem rate ich, eine T-Gruppe zu besuchen, denn dort wird die Ordnung erlebbar. Dass das Ganze in dieser Hinsicht weniger als die Summe seiner Teile ist, wird nachvollziehbar, denn die Mitglieder der Gruppe werden auf die Aufrechterhaltung des Diskurses reduziert. Sie sind die Teile, die ein Ganzes Kraft ihrer

doch so ein Ganzes; denn die allgemeine Ganzheit umfaßt viele Einzelmomente als ihre Teile.“, in: Aristoteles' Physik, Hamburg (Meiner) 1987, Buch 1, 1, S. 3, 184^a, 184^b.

²⁹ Dem Begriff *Dynamik* wird oft jener der *Statik* gegenüber gestellt. Doch Dynamik bedeutet Vermögen, Möglichkeit, Statik aber Bewegungslosigkeit. Das Unvermögen oder die Uhmöglichkeit ist die Adynamik. Die Bewegung ist die Kinetik. Die Gruppendynamik erforscht also nicht die Bewegung von Gruppen, sondern ihr Vermögen, was in und mit ihnen möglich ist.

³⁰ Krainz, Ewald/Lesjak, Barbara: *gruppendynamik in der sozialarbeit*, in: Sozialarbeit in Kärnten, Sondernummer 3a/2003, S. 3.

Vermittlung³¹ nur sind. Das unteilbare Ganze muss als Idealvorstellung erhalten, wenn gefragt wird: „Sind wir eine Gruppe?“. Das ideale Ganze schließt alle Teile ein und zwar dergestalt, dass es sie in sich aufhebt (auflöst). Denn das Ganze ist, wenn es die Identität der Teile nicht auflösen will, nur dadurch ein Ganzes, wenn sich diese Teile immer wieder auf den Pfad der Vermittlung begeben, also in den Diskurs treten und miteinander kommunizieren. Eine Gruppe, die schweigt, bzw. deren Teile sich nicht ihrer selbst kommunikativ versichern, zerfällt, und wenn die Teilnehmenden nicht auf Stühlen sitzen würden, sie würden sich auch räumlich voneinander trennen. Soziale Systeme (lat. *systema*: „ein aus mehreren Dingen zusammengesetztes Ganzes“) müssen also zusammengehalten werden und zwar durch Begegnung, Kommunikation und Kooperation. Sind die Teile zu weit voneinander entfernt, wird Kommunikation schwierig bis unmöglich, kommunizieren die Teile nicht, entsteht keine Kooperation, kooperieren sie nicht, arbeiten sie als Einheiten und nicht als System. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, wenn es darum geht, bestimmte Qualitäten der Teile zum Zwecke einer bestimmten Tätigkeit zusammenzufassen. Und es ist zugleich weniger als die Summe seiner Teile, da die Teile auf eine bestimmte (brauchbare, nützliche) Qualität reduziert werden. Das Ganze repräsentiert nicht die Teile in ihrer Gesamtheit, sondern nur in jenen Qualitäten, deren übergeordnete Verallgemeinerung das Ganze ist. Wenn ich Teil einer Arbeitsgruppe (AG) bin, deren Aufgabe darin besteht, eine Präsentation auf Flip-Chart vorzubereiten und jede Person dieser AG schreibt einen Satz auf das Papier, dann bin ich nur insofern Teil dieser AG, als es eine meiner Qualitäten ist, einen Satz auf das Papier zu schreiben und im Zuge der Präsentation vielleicht etwas dazu zu sagen. Meine übrigen Qualitäten als zB: Verkehrsteilnehmer, Sohn, Student der Philosophie, Brillenträger, etc. kommen in dieser AG nicht zum Tragen, sind irrelevant, vielleicht sogar der eigentlichen Aufgabe hinderlich, wenn sie zum Thema würden. Das Ganze umschließt mich also nicht, sondern immer nur einen Teil von mir, und daher ist der Begriff des Gan-

³¹ Vermittlung ist hier nicht im Sinne Hegels als Drittes zu verstehen, sondern unmittelbar als Akt der Kommunikation.

zen irreführend. In Bezug auf eine Aufgabe (eine Funktion) ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile, in Bezug auf die Zugehörigkeit zu etwas Höherem als ganzer Mensch ist es weniger als die Summe seiner Teile.

In der Gruppendynamik stellen alle TeilnehmerInnen früher oder später die Frage nach dem „Wir“. Wer sind wir? Sind wir eine Gruppe? Wann sind wir eine Gruppe? Usw. Meiner Ansicht nach sind die Menschen, solange sie sich vermitteln (kommunizieren), stets sich selbst unbewusste Teile der Gruppe, des Wir, des Ganzen. Eines Ganzen aber, das die Individuen nicht auflösen vermag (im Sinne der – idealen – Einheit), sondern eines Ganzen, das sich nur im Vermittlungsprozess konstituiert und seine Teile auf die Kontinuität der Aufrechterhaltung dieses Prozesses reduziert. Das bedeutet, wenn eine Gruppe keinen äußeren Zweck erfüllen muss, also nichts Äußeres hat zu dem sie im Unterschied stehen kann (was das Wesen einer Einheit ist), bleibt ihr nur sie selbst und die Aufrechterhaltung, bzw. Verknüpfung ihrer Unterschiede nach innen. Damit schließt sie die „Einswerdung“ aus, denn die Einheit ist ja in sich unterschiedslos. Dies ist meines Erachtens die einzige philosophische Erkenntnis³², jene des *dico ergo sum*³³ – *ich spreche also bin ich*, die man aus gruppendynamischen Trainings gewinnen kann, alle andere Erkenntnis ist dem Bereich der Selbsterfahrung zuzuordnen, was zwar für mich selbst vielleicht aufschlussreich ist, mit Gruppen und deren Funktionieren aber wenig bis gar nichts zu tun hat.

Elias Canetti schrieb in seinem Buch „Masse und Macht“ nicht nur von der Masse, sondern untersuchte auch ihre Unterschiedenheit von der Meute. Der Charakter der Meute ist dabei meines Erachtens ohne Weiteres auf den Begriff der Gruppe übertragbar. „Für die Meute ist charakteristisch, daß sie nicht wachsen kann.“³⁴ Und doch wünscht sie nichts sehnlicher, als ihre Mitgliederzahl zu vermehren. Canetti beobach-

³² Was ist eine philosophische Erkenntnis? Eine philosophische Erkenntnis ist eine allgemeine Beschreibung, über deren Wirklichkeitsbezug es sich nachhaltig streiten lassen können muss, damit sie so in der Realität und Wahrheit ihrer Zeit wirksam bleiben kann.

³³ In Anlehnung an das Descart'sche *cogito ergo sum* verwende ich diese Formel als Kurzfassung für meine Teilhabe am Ganzen der Gruppe in kommunikativer Vermittlung.

tete an der Masse vier wesentliche Merkmale, wovon zwei in der Meute tatsächlich wirksam sind, zwei hingegen gewünscht, bzw. gespielt werden: „Wachstum und Dichte werden gespielt; Gleichheit und Gerichtetheit sind vorhanden.“³⁵ Die Masse zeichnet ihre ungeheure Anzahl (Dichte) an Angehörigen aus und sie hat keine Probleme damit, weitere in sich aufzunehmen (Wachstum). In der Masse sind alle gleich und streben auf dasselbe Ziel zu. Die Mitglieder einer Gruppe sind nicht viele, sondern wenige und „was ihnen an wirklicher Dichte abgeht, ersetzen sie durch Intensität.“³⁶ Und zwar, möchte ich hinzufügen, durch Erlebensintensität, die nach innen gerichtet ist.

Eine Gruppe ist und bleibt nur durch den Vermittlungsprozess ihrer Teile eine Gruppe. Dies ist die gruppenphilosophisch gedrehte Version des Satzes: Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile. Das ist die einzige auf alle Gruppen übertragbare Aussage³⁷.

³⁴ Elias Canetti, *Masse und Macht*, Frankfurt am Main (Fischer) 1980, S. 109.

³⁵ Ebenda, S. 110.

³⁶ Ebenda, S. 109.

³⁷ Hier ein kurzer spekulativer Schlenker: Wenn das Weltganze (kosmos) per definitionem Alles umschließt und nichts außer sich lässt, sich quasi selbst zum Zweck hat, könnte man behaupten, dass auch dieses Ganze weniger als die Summe seiner Teile sei ... Das Fußnotendasein dieser Spekulation erscheint mir diesem Gedanken (gegenwärtig) am angemessensten.

2.3 Erkenntnis

Im Allgemeinen sprechen wir, wenn wir es mit einer Theorie der Erkenntnis zu tun haben, vom Erkenntnisprozess. Die theoretische Grundlage soll den Prozess des Erkennens einfangen und als Abstraktion wiedergeben. Interessant ist, dass es sich dabei um einen Prozess handelt, den es zu beschreiben gilt. Wie aber kann man etwas beschreiben, das sich stets verändert und das Veränderliche ist Charakter eines Prozesses? So betrachtet scheint eine Beschreibung die Gefilde des Möglichen zu verlassen, dennoch gibt es Begriffe wie Prozessphilosophie, Prozessberatung und dergleichen und selbst ich habe als ein Ausgangsaxiom den Satz verwendet: „Alles was ist, ist (ein) Prozess.“ Umgekehrt bedeutet dieser Satz: „Alles was nicht ist, ist kein Prozess.“ Begriffskritisch ließe sich fragen, ob diese beiden Sätze überhaupt stimmen, weil das Wort „ist“ gängigerweise unveränderliche Existenz impliziert, und zwar in dem Sinne, dass wenn etwas ist, so ist es nicht allein für mich so, sondern für jeden Anderen ist es ebenfalls so. Es ist so, weil es (so) ist. Das „ist“ bedeutet Kontinuität, Stabilität und Sicherheit, Eigenschaften also, die nicht prozessual sein dürfen. Das „ist“ macht den Satz als Axiom erst möglich. Tauschen wir probenhalber das *ist* mit *wird* aus, so ergibt sich folgende Konstruktion: „Alles was wird, wird Prozess.“ Eine schöne Prognose. Trotzdem ergibt sich im Vergleich mit dem ersten Satz ein seltsamer Unterschied, der einerseits natürlich das oberflächliche Erscheinungsbild betrifft, andererseits aber auch spüren lässt, dass das erste *wird* nicht dasselbe wie das zweite ist. Das erste *wird* ließe sich auch problemlos mit passiert, geschieht, kommt, usw. ersetzen, das zweite *wird* jedoch nicht. Das erste drückt einen Ereigniszustand aus, das zweite verweist auf den Ereignischarakter. So ist auch das erste *ist* ein Zustandszeuge, ein Momentaufnehmer im Werden, das zweite *ist* beschreibt dessen Charakter. Wenden wir uns nun dem Satz des Mehr zu, so lässt sich fragen, um welches *ist* es sich dabei handelt und wie sich darin das Verhältnis zum Prozess ausdrückt? „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ Das Experiment mit dem Ausgangsaxiom macht deutlich, dass das *ist* in diesem Satz offenbar der Charakterbeschreibung

dient und nicht der Momentaufnahme im Werden. Wenn aber nun alles Prozess ist, wo versteckt sich der Prozess im Satz des Mehr? Meiner Meinung nach versteckt er sich nicht, sondern enthält sich vor. Diesen vorenthaltenen Prozess versuche ich im nächsten Kapitel zu beschreiben.

2.4 Die Trialektik des Ganzen

Wenn ich die Augen öffne und schaue, so sehe ich noch nichts. Was ich sehe, spricht nicht zu mir, sagt mir nichts und doch lege ich ihm Worte in den Mund. Ich sehe einen Baum. Sehe ich ihn, weil er mir gesagt hat, dass er ein Baum ist oder sehe ich ihn, weil ich mir sage: Das ist ein Baum? Aller Erkenntnis Bedingung ist die Unterschiedenheit des Erkannten zum Erkennenden. Ich sehe also und will in dem, was ich sehe, etwas erkennen. Wie gelingt mir das? Im ersten Schritt setze ich das Gesehene als eine Einheit (die Welt) im Unterschied zu mir (das Ich). Genau dieser Unterschied ist der spannungsgeladene Moment, in dem es mir möglich wird, mich in Differenz und zugleich Distanz zum Gesehenen zu bringen. Ich habe in Kapitel 2.2 darauf hingewiesen, dass das Ganze als seine Teile konstituierendes Element diesen voraus geht. Für diesen vorher genannten Moment bedeutet dies, dass ich mich nur dann als Teil eines Ganzen denken kann, wenn ich mich zuvor als Ganzes gedacht habe. Die Erinnerung an den Gedanken des Ganzen erlaubt mir, wenn ich mich als Teil denke, mich in Beziehung zu setzen, mich im Ganzen zu verorten. Man versuche, sich zugleich als Ganzes und als dessen Teil zu denken, das ist möglich, bringt jedoch eine ungeheure Lähmung mit sich, einer Ohnmacht gleich, mit der wir uns in Kapitel 3.3 beschäftigen werden. Im ersten Schritt setze ich mich also im Unterschied zur Welt als von mir abgetrennte Einheit. Dieser Einheit bin ich damit äußerlich, d. h. ich kann „einen Blick drauf werfen“ und mit meiner Analyse beginnen. Dazu bediene ich mich zwei verschiedener Werkzeuge: der Sinne und der Bewegung. Ich taste, sehe, rieche, höre, schmecke und bewege mich in der Welt und zugleich außerhalb von ihr. Da ich unterschiedliche Sinne habe und meine Bewegung mir räumliche Grenzen und Hindernisse offenbart ist mein Eindruck dieser Welteinheit ein aus Teilen zusammengesetzter. Weil ich mich als ein Ganzes nur über verschiedene Qualitäten definieren kann, definiere ich auch die Welt als Ganzes, das ich mittels Analyse in Teile zerlege. Wichtig ist dabei, dass ich etwas zuerst als Ganzes setze, damit ich es analysieren kann. Nun kann ich drauf los teilen, immer weiter, immer mehr, immer

kleiner. Irgendwann sitze ich in einem riesigen Haufen von Teilen. Und jetzt stehe ich vor einem Problem: Diese Welt, die ich geteilt habe, ist meine Lebensumwelt, also der Ort in dem ich lebe. Wie kann ich in einer Welt existieren, die nicht als Welt, sondern nur in Teilen besteht? Ich bin bestrebt, das ursprüngliche Ganze (die Einheit) wiederherzustellen. Aber das ist schwieriger, als es aussieht. Denn dieses ursprüngliche Ganze war bloß eine Setzung meinerseits, hat also nie wirklich existiert. Ich habe zwar ein Bild davon, ich erinnere mich daran, aber die Teile lassen sich nicht mehr zu dieser Einheit zusammenfügen. Was mach ich? Ich vereinheitliche die Teile ebenso gewaltsam, wie ich sie voneinander abgetrennt habe: Entweder durch Gesetze und Regeln oder durch technologische „Klebstoffe“ (Schrauben, Schweißnähte, etc.).

Um einen Teil in sich zu unterscheiden, muss er zuerst als Einheit gesetzt werden, um ihn zum Zwecke der Analyse von anderen Einheiten unterscheiden (abgrenzen) zu können. Der Teil eines Ganzen wird selbst zum Ganzen, ehe auch er in Teile zerlegt werden kann. Wohlgemerkt handelt es sich bei der Setzung des Teils als Einheit um einen Akt menschlicher Willkür, der jedoch notwendig erscheint und als Bedingung der Möglichkeit einer Analyse betrachtet werden soll. Interessant dabei ist, dass im Zuge der Analyse das ursprünglich gesetzte Ganze verloren geht und nicht wieder herstellbar ist. Diesen Umstand nennt man Prozess. Wir erinnern uns an das ursprüngliche Ganze, haben vielleicht eine Idee davon, streben möglicherweise danach, aber erreichen es nie. Was wir vor uns haben, ist ein neues Ganzes, ein anderes Ganzes, ein Ganzes, das lediglich durch den Vermittlungsprozess zwischen den Teilen existiert. Also kein Ganzes im Sinne einer Einheit, sondern einer unüberwindbaren Vielheit, die permanent in Beziehung zu sich treten muss, um nicht in Einheiten zu zerfallen. Dies betrifft soziale Systeme ebenso wie auch technische Geräte, Maschinen. Auch eine Maschine besteht aus Teilen, die zusammengehalten werden müssen, sonst fällt sie auseinander und kann ihren Zweck nicht mehr erfüllen.

Was aller Erkenntnistheorie zu Grunde liegt, ist ein Modell des Erkenntnisprozesses, d.h. eine sich wiederholende Vorgehensweise, deren einzelne Schritte klar differenziert sind. Auch ich habe mir etwas überlegt und das nenne ich: Trialektik des Ganzen. Im Unterschied zur Dialektik, die in drei Schritten zur Synthesis kommt, benötigt man in der Trialektik vier Schritte. Sie endet auch nicht in einer Synthesis, sondern in der Erinnerung an den ersten Schritt:

1. Teilloses Ganzes (Abb. 1).
2. Teilbares Ganzes (Abb. 2).
3. Geteiltes Ganzes (Abb. 3).
4. Zu vermittelnde Teile (Abb. 4).

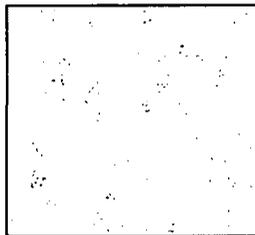


Abb. 1

Erster Schritt:

Alles, dem wir begegnen, alles, was wir uns denken, wird zuerst immer als Eins gedacht: als ein Ganzes und zwar ein teilloses Ganzes, eine Einheit um präzise zu sein. Es hat keine Teile, es ist Eins.

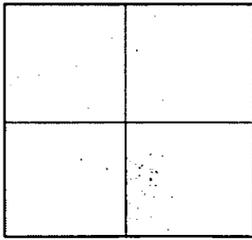


Abb. 2

Zweiter Schritt:

Mit Hilfe der Logik denken wir uns das Eins als teilbares. Mit unseren Sinnen nehmen wir Unterschiede wahr, die alle auf das Eins bezogen werden.

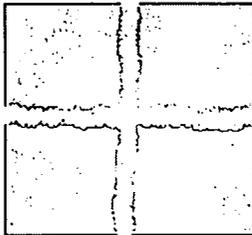


Abb. 3

Dritter Schritt:

Das nun teilbare Ganze wird mittels diverser Analysemöglichkeiten tatsächlich geteilt.

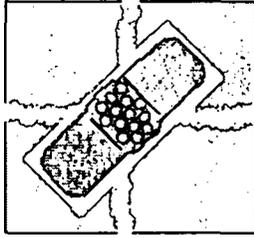


Abb. 4

Vierter Schritt:

Es bleibt ein Haufen Teile übrig, der nicht mehr zum teillosen Ganzen zusammengefügt werden kann. Es entsteht ein anderes Ganzes, das nur durch die stete Vermittlung der Teile dieses Ganze bleibt.

Das ‚Ganze‘ und die ‚Teile‘ sind Begriffe, die dem Prozess der (logischen) Analyse innewohnen. Das Ganze ist ungeteilt, unterschiedslos, eine Einheit. Die Teile sind zueinander unterscheidbar. Das Charakteristikum der Einheit ist ihre Ununterscheidbarkeit nach innen und ihre Unterscheidbarkeit nach außen.

Am Beispiel von Logik und Intuition lässt sich dieser Vierschritt schön veranschaulichen. Intuitives Handeln entspricht dem ersten Schritt und verbleibt auch dort. Es begreift sich als Ganzes, ganz und gar. Die Logik systematisiert und formalisiert (verobjektiviert) das intuitive Ganze (zweiter Schritt). Sie befindet sich nun in Distanz zum Ganzen und beginnt das Ganze zu analysieren (Ursache und Wirkung) und damit zu zerteilen (dritter Schritt). Die einzelnen Teile vor sich, versucht die Logik sie wieder zusammensetzen (Kausalkette), doch das Ganze, das daraus entsteht, hat mit dem intuitiven Ganzen nichts mehr zu tun (vierter Schritt). Es fällt auf, dass in Konflikten zwischen Intuition und Logik der erste und der vierte Schritt zusammen-

prallen, wobei der Intuition die nächsten drei (logischen) Schritte nicht bewusst sind und der Logik die Inkompatibilität ihrer Schritte zum Ersten (intuitiven) nicht. Man versteht einander nicht, redet aneinander vorbei. Das Wichtige ist, zu erkennen, dass das Ganze im vierten Schritt nicht mehr das Ganze im ersten Schritt ist. Es ist ein Anderes geworden.

Für die T-Gruppe gilt es beispielsweise umgekehrt: Die Intensivierung des gemeinsamen Erlebens ist der vierte Schritt (zu vermittelnde Teile) in der Trialektik des Ganzen, das nicht vorhandene Wachstum, bzw. das Mehr-Werden-Wollen entspricht dem dritten Schritt (geteiltes Ganzes, bzw. die Verkettung der Teile). Die Gleichheit bezeichnet den zweiten Schritt (teilbares Ganzes, bzw. jeder wird der Analyse unterworfen) und schließlich korreliert die Gerichtetheit mit dem Erinnern des ersten Schritts, dem Streben oder der Frage nach dem idealen Ganzen.

Auf die christliche Schöpfungsgeschichte bezogen bedeutet die Trialektik Folgendes: Zuerst war Gott und nur Gott (Ganzes, erster Schritt), Gott betrachtet sich (teilbares Ganzes, zweiter Schritt), Gott teilt die Welt von sich (geteiltes Ganzes, dritter Schritt), Gott und die Welt bleiben im ewigen Diskurs zueinander bestehen (zu vermittelnde Teile, vierter Schritt).

Anderes Beispiel: Ich will eine Suppe (erster Schritt), die Suppe ist ein Objekt (zweiter Schritt), die Suppe besteht aus Wasser und Gewürzen (dritter Schritt), die von mir gemachte Suppe (Fabrifakt) unterscheidet sich von der mir vorgestellten Suppe (vierter Schritt). Das erklärt auch, wie es möglich ist, sich sein eigenes Süppchen zu kochen.

Für Ernst Cassirer wurde zum Beispiel „[...] deutlich, daß wir es in allem begrifflichen Wissen nicht mit einer einfachen Wiedergabe, sondern mit einer Gestaltung und inneren U m f o r m u n g des Stoffes zu tun haben, der sich uns von außen darbie-

tet.“³⁸ Im Vergleich mit dem ersten Schritt der Trialektik des Ganzen werden Parallelen zu Cassirer sichtbar. Es handelt sich um ein Ganzes, das uns äußerlich ist, und das wir in den nächsten Schritten gestalten und umformen und nicht in seiner ersten, ursprünglichen Form wiedergeben (wollen). Cassirer deutet dies als Charakter der Wissenschaft im Gegensatz zur „naiven Grundanschauung“, ich bin jedoch der Meinung, dass diese gegensätzliche Auffassung der Welt nicht erst im Verhältnis von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zum Tragen kommt, sondern auch im nicht-wissenschaftlichen Bereich der Welterfahrung und -gestaltung eine Rolle spielt. Ich habe dies schon am Beispiel von Logik und Intuition angeführt. Nichtsdestoweniger findet sich bei Cassirer eine ebenso zutreffende Beschreibung dieser Trialektik, indem er von der wissenschaftlichen Erkenntnis weiter sagt: „Die Aufgabe wandelt sich nunmehr: Sie besteht nicht in der nachahmenden Beschreibung, sondern in der Auswahl und der kritischen Gliederung, die an der Mannigfaltigkeit der Wahrnehmungsdinge zu vollziehen ist.“³⁹ Die „nachahmende Beschreibung“ geschieht dann, wenn ich im ersten Schritt der Trialektik das unteilbare Ganze beschreiben wollte, doch genügt mir das nicht, ich treffe eine Auswahl, d.h. ich verobjektiviere das Ganze zum Zweck der logischen Bearbeitung (Analyse), was jener „kritischen Gliederung“ entspricht. „Die auseinanderstrebenden Anzeigen der Empfindungen werden nicht gleichmäßig hingenommen, sondern sie werden derart gedeutet und umgebildet, daß sie sich zu einer in sich einstimmigen, systematischen Gesamtverfassung fügen.“⁴⁰ Dies deutet den dritten Schritt an, nämlich die Verketzung von Ursachen und Wirkungen zur Kausalität, die Bestandteile des Systems der Logik sind; und schließt den vierten Schritt mit ein, denn die Teile fügen sich zu einem neuen Ganzen, zu einer neuen „einstimmigen Gesamtverfassung“. Das neue Ganze ist aber nur durch Aufrechterhaltung der Vermittlung der Teile ein Ganzes, werden die Teile nicht vermittelt, so zerfällt das Ganze.

³⁸ Ernst Cassirer, Einleitung, in: *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft*, Ges. Werke, Bd. 2, Hamburg (Meiner) 2003, CD-ROM-Edition, S. 1.

³⁹ Ebenda, S. 1-2.

Das Ganze ist also mehr als die Summe seiner Teile, wenn es sich im ersten Schritt um das ungeteilte Ganze handelt und wenn es noch nicht der Analyse unterzogen wurde. Im zweiten und dritten Schritt ist es gleich der Summe seiner Teile, bzw. existieren da nur die Teile, das Ganze ist verschwunden. Und es ist weniger als die Summe seiner Teile, wenn es sich um das neue Ganze im vierten Schritt handelt, weil es nur Ganzes Kraft der Vermittlung der Teile ist. Alle Energie wird aufgebracht, um die Teile zusammenzufügen, zusammenzuhalten.

Diese Trialektik ist vom Zeitaufwand her unterschiedlich zu bewerten. Ich bin überzeugt, dass wir ständig diese Trialektik vollziehen, bei allem und jedem was wir tun. Daher kann sie sich in Sekundenbruchteilen abspielen, genauso gut aber auch Jahrzehnte dauern.

⁴⁰ Ebenda.

3 Ökonomie und Politik

Wie entsteht überhaupt dieser Eindruck, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile sei? In der Einleitung habe ich gefragt, wie Eins mehr als Vieles sein kann. Ich glaube, bemerkt zu haben, dass Eins nur dann mehr sein kann, wenn es dazu in der Lage ist, die Eingeschlossenheit des Vielen in sich zu behaupten. Wie und ob so etwas möglich wird und welche Wirkung das haben kann, mögen die nächsten Zeilen schlaglichtartig erläutern.

3.1 *Der Tod in der Abstraktion*

$1 + 1 = 2$ ist eine einfache mathematische Gleichung, wie wir sie alle in der Schule gelernt haben. Es ist aber auch das zahlenformulierte Symbol des Satzes des Weniger. Dabei spielt es keine Rolle, von welch unterschiedlichen Dingen die Zahlen Abstraktionen sind, es ist ohne Weiteres möglich, Äpfel und Birnen in dieser Rechnung zusammenzuzählen. Das Ergebnis 2 ist erstens eine Abstraktion der beiden 1 und zweitens, wenn man danach fragt, was denn nun 1 Apfel und 1 Birne ergeben, ebenso eine Abstraktion der Dinge: 2 Stück Obst. Diese Rechnung verdeutlicht, dass die beiden zusammengezählten Dinge im Ergebnis als diese Dinge nicht vorkommen: in der 2 sind die beiden 1 nicht sichtbar, 2 ist eine vereinfachte (reduzierte), allgemeine, vereinheitlichte Darstellungsform von 1 und 1, die jedoch losgelöst von diesen existiert. Dieser Tod in der Abstraktion kann jedes konkrete Ding in der Welt treffen. Man betrachte nur die unzähligen Statistiken, Quoten und dergleichen.

3.2 Die Erlösung in der Abstraktion

$1 + 1 = 2$ ist ebenso Symbol des Satzes des Mehr. Nämlich dann, wenn man daran glaubt (!), dass in der 2 die beiden 1 enthalten sind und dass, weil 2 anders aussieht als 1, es zusätzlich noch etwas ist. Und dass daran geglaubt wird, ist meines Erachtens evident. Christlich gedacht erfahre ich die Erlösung nicht im Tode, sondern im Leben. Auf die Gleichung bezogen bedeutet das, dass ich als 1 ein Teil des 2 bin. Ich bin drin und weil dies so ist, kann ich von mir auch als 2 sprechen. Wieso sage ich „man“, „wir“ und „alle“, wenn es doch nur ich bin, der spricht? Weil ich es kann. Wir sind alle gemeinsam 2, jeder ist drin und hat das Recht von sich als in der 2 aufgehobenem 1 zu sprechen (eine willkommene Abkürzung gewissermaßen). Und das erlöst – vom Rechtfertigungsdruck, von der Einsamkeit, von der Aussichtslosigkeit, von der Hoffnungslosigkeit, Motivationslosigkeit und Schüchternheit. Wir wollen, wir können, wir müssen. Man weiß, man tut, man sagt. Alle haben, alle meinen, alle sollen. Die vermeintliche Aufgehobenheit im Ganzen hat aber eine nicht zu unterschätzende Einvernehmlichkeit, die es zum Beispiel erlaubt, gleichzuschalten was nicht gleich ist oder eben zu erlösen was nicht erlöst werden will.

Speziell wenn es aber um politische Inhalte oder Entscheidungsgrundlagen geht, wird dieser Mechanismus erfahrbar. Denn wie soll es möglich sein, ein Thema zu formulieren, das möglichst alle Bürgerinnen und Bürger betrifft, das ist nur in der Abstraktion gegeben. Je allgemeiner, desto mehr Menschen können sich dazu in Beziehung setzen, nicht jeder auf dieselbe Weise, aber jeder in seiner Weise, denn das Allgemeine ist das Oberflächliche und Tiefgründiges reicht bei Oberflächlichem nicht sehr tief, wodurch es hochgradig anschlussfähig wird. Allzu ausgefeilte Differenzierungen ermüden nur und wecken eher Desinteresse im Sinne von: „Also wenn das so und so ist, dann betrifft mich das ja nicht, wieso soll ich mich dann dafür interessieren?“ Ein klassisches politisches Problem? Ich stelle diese Frage deshalb, weil die gängige poli-

tische Praxis Anderes vermuten lässt: dass es nämlich gerade nicht im politischen Interesse ist, Themen deswegen allgemein zu formulieren, um das höchste Maß an Gutem möglichst Vielen zu Teil werden zu lassen, sondern um etwaigen Gegenstimmen und widersprechenden Meinungen die Argumentationsgrundlage zu entziehen. Politik verkommt so zu militärischer Strategie und Taktik. Die Gegenstimme ist der Feind, den es zu bekämpfen gilt. In der gegenwärtigen demokratischen Logik ist die Gegenstimme fest verankert, aber nicht als wünschenswerte Erweiterung der Sichtweisen, sondern als ruhig zu stellende Gefahr für das eigene politische Programm.

Hinzu kommt, dass Politiker gewonnene Wahlen als einmalige und uneingeschränkte Legitimierung für ihr Tun und Handeln verstehen. Ich bin gewählt und nach mir die Sintflut. Politiker haben natürlich nicht uneingeschränkte Narrenfreiheit, aber die staatsbürgerliche Moral ist nicht ausschlaggebend, wenn es um Fragwürdigkeiten geht, lediglich die Parteimoral wird als handlungsleitende Instanz anerkannt. So sehr es auch den Anschein haben mag, dass die Medien die Meinungsmacher⁴¹ sind, die „Entscheidungsmacher“ sind sie deshalb noch lange nicht. Ein Politiker kann öffentlich medial verrissen werden, was das für ihn jedoch intern bedeutet, steht auf einem anderen Blatt (und wird dort wahrscheinlich nie niedergeschrieben werden).

Er verschwindet eben kurz oder lang von der „Bildfläche“. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Dieses Sprichwort kann ebenso als Ausdruck unserer politischen Realität herangezogen werden. Politik ist nicht Sache Aller, sondern Sache Weniger – der Politiker. Es ist aber nicht die Aufgabe der Bürger, sich für die Logik politischer Praxis zu interessieren, sondern selbstverantwortlich ihre Lebensumwelt mit zu gestalten. Das sind zwei verschiedene Dinge. Unsere Politik ist etwas Anderes geworden, als die gemeinschaftliche Verwaltung gesellschaftlicher Interessen. Politik verfolgt ihre eigenen Interessen und will sich nicht dreinreden lassen. Betrachten wir nur die jüngsten lokalen und globalen „zivilgesellschaftlichen“ Widerworte in Form von Streiks, Pro-

testen oder sinkenden Wahlbeteiligungen. Haben die USA auf Grund von weltweiten Protesten davon abgesehen, Krieg gegen den Irak zu führen? Nein. Hat die WTO auf die Proteste der Globalisierungsgegner reagiert? Nein. Wurde in Österreich auf Grund massiver Proteste davon abgesehen, Studiengebühren zu beschließen? Nein. Und wieso immer Nein? Weil Politik Sache der Politiker ist, niemandes Sache sonst. Da verwundert es nicht, dass wir uns dem politischen Willen, nämlich in der Amtszeit ohne wenn und aber durchzusetzen, was durchzusetzen möglich ist, gepaart mit einer unerträglich arroganten Überheblichkeit Nichtpolitikern gegenüber, beugen müssen. Wenn nach einer Wahlniederlage darüber diskutiert wird, wer denn parteiintern Schuld an der Schlappe hat, dann zeugt dies nicht gerade von einem wünschenswerten Bild der WählerInnen. So, als wäre die Wählerschaft eine hirnlose, ausschließlich reizgesteuerte, kritikunfähige und attraktionsgeile Masse, die nur deshalb diese oder jene Partei gewählt hätte, weil das Pfefferminzzuckerl der einen besser geschmeckt hat, als die Schnitten der anderen.

Etwas weniger provokativ formuliert lässt sich sagen, dass der Satz des Mehr das Repräsentationsproblem transparent macht. Auch Michael Hardt und Antonio Negri haben in ihrem Buch „Empire“⁴² dieses als eines der zentralen unserer Welt beschrieben: Ich kann als Repräsentant einer Vielheit nicht alle Bedürfnisse dieser Vielheit repräsentieren, verteidigen oder durchsetzen. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit und damit die Crux demokratischer Systeme⁴³. Wir alle sehen ein, dass Entscheidungen ab einer gewissen Anzahl von Entscheidungsträgern nur mehr nach dem Mehrheitsprinzip gefällt werden können. Ich glaube, dass nicht das Bewusstsein darüber die Kritik an der Demokratie ausmacht, sondern der merkwürdige Widerspruch,

⁴¹ Meinungsmacher nehmen Trends wahr und machen sie zum Hype.

⁴² Michael Hardt / Antonio Negri: *Empire*, Frankfurt/New York (Campus) 2002.

⁴³ Nicht umsonst begrenzt Platon die Anzahl der Bürger seines Staates auf idealerweise 5040 Personen. Diese Anzahl würde ausreichen, um sich bei mäßiger Lebensweise zu nähren, sich zu verteidigen und Nachbarschaftshilfe zu leisten, und, was am Wichtigsten scheint, Bekanntheit untereinander zu erlangen, „denn wo nicht Klarheit über die Denkweisen herrscht, sondern Dunkel, da dürfte wohl niemand in rechter Weise zu den ihm gebührenden Ehren und Ehrenstellen sowie dem Rechte, welches ihm zukommt, gelangen.“ Platon, *Nomoi*, 738e, in: *Sämtliche Werke Band 4*, Reinbek (Rowohlt) 1994, S. 294ff.

dass einerseits der Theorie nach das Volk (also alle BürgerInnen) Entscheidungsträger sein soll, andererseits aber de facto Politiker (Repräsentanten des Volkes) Entscheidungen treffen.

In der Verallgemeinerung, in der Abstraktion, sind Tod und Erlösung gleichsam enthalten. Beide entlasten den einzelnen Menschen mehr oder weniger gewaltsam. Das Interessante dabei ist, dass die Abstraktion in Wort und Schrift oft genug als Lebensform gebraucht wird. Ich bin Teil der Familie, die Teil des Volkes ist, was selbst Teil des Staates ist, der Teil der Welt ist. Ich will etwas, die Familie will etwas Anderes, das Volk will etwas ganz Anderes, der Staat will etwas noch Gegensätzlicheres und die Welt will ihre Ruhe haben. „L'État, c'est moi.“ – Der Staat bin ich. Schön, als es zu Zeiten der Monarchen für einen Einzelnen noch möglich war von sich als einem Wir zu sprechen. Der König ist tot, es lebe der Staat. Mit der Abschaffung der Monarchie gingen wir auch des Vorteils der verortbaren Instanz verlustig, an die Stelle des Monarchen tritt die, auf Viele verteilte, politische Verantwortlichkeit und mutiert im diffusen Nebel der undefinierbarkeit zu einer selbstlaufenden Entität. Die Abstraktionen werden ontologisiert und von je mehr Dingen sie Abstraktionen sind, desto wirkgewaltiger scheinen sie und desto wirkschwächer scheint der Einzelne. Im nächsten Kapitel soll dieses fatale Verhältnis näher betrachtet werden.

3.3 Ohnmacht

Sind wir nicht alle nur kleine, unbedeutende Rädchen in der großen Maschine? Dient unsere Arbeit nicht einem höheren Zweck, der uns alle eint? Haben wir nicht ein Gefühl der Lähmung gegenüber den mächtigen Organisationen und Konzernen, sind wir nicht unwiderruflich Teil des Systems (der Marktlogik) und bedürfen seines Schutzes, seiner Sicherheit und müssen deshalb alle unseren Beitrag leisten? Um die Welt zu verstehen, muss man ihre Zusammenhänge verstehen, aber wer sieht sich dazu in der Lage? ‚Die da oben‘, haben die den Überblick? Abgedroschen formuliert: Einzelschicksale werden nicht berücksichtigt! Der Mensch steht zwar im Mittelpunkt, aber eben nicht bestimmte Menschen mit all ihren Sorgen, Wünschen, Problemen, Phantasien,... sondern der Mensch als Platzhalter für gewisse Höflichkeitsstandards und psycho-physiologische Grenzwerte.

Zunächst lässt sich danach fragen, worauf der Satz des Mehr abzielt, was man damit zu erreichen sucht. Nun, er lässt sich beispielsweise ganz wunderbar zum Zweck der Motivation und Kontrolle gebrauchen: „Wenn es dem Ganzen gut geht, geht es auch den Teilen gut.“; „Das Ganze ist nur so stark wie sein schwächstes Glied.“ Der Satz des Mehr kann ebenfalls zur Legitimation des eigenen Status herangezogen werden: Oha, der dort, der kommt von einer ganz großen Firma, der MUSS gut sein! Die Alten haben so viel mehr Jahre als ich auf dem Buckel, wenn die nicht weise sind, wer dann? Sie müssen erst viel Zeit in ihre Ausbildung investieren, bevor Sie überhaupt auf Andere losgelassen werden und wenn man es recht bedenkt, werden Sie mit ihrer Ausbildung ohnehin nie fertig (Life-long-learning)!

Ein Ohnmachtgefühl breitet sich aus. Ein Gefühl der Handlungs- der Veränderungs-unfähigkeit. Was in der griechischen Polis noch Aussichten auf Gestaltungsmöglichkeiten gab, nämlich die Überschaubarkeit des „Staates“, ist im Globalen Dorf schon lange verschwunden. Fast täglich treffen Meldungen über irgendwelche Firmenfusio-

nen oder Übernahmen ein, wird auf dubioses Rechtsverständnis oder fragwürdige Produktions-/Geschäftspraktiken hingewiesen, werden politische Fehlentscheidungen beklagt. Die Arbeitsteilung schreitet voran, Spezialisten sprießen wie Primeln aus dem Boden. Je größer das Staatsgebilde, desto differenzierter und spezialisierter seine Verwaltungsverzweigungen, vorbei sind die Zeiten der antiken Stadtstaaten, in denen ein Ökonom durchaus mit politischen Ämtern betraut werden durfte, was heutzutage als unvereinbar gilt⁴⁴. Wie schön und verträglich wäre die Welt, wenn jeder ein Wenig an den Anderen denken würde und sich in seinem Tun seiner möglichen Konsequenzen bewusst wäre und daraus die nötige Verantwortlichkeit für das Gemeinwohl entstehen ließe. Kant lässt grüßen. Aber es ist nicht so. Die Verdichtung und Verteilung des finanziellen Reichtums auf Wenige (ein paar Einzelmilliardäre, hauptsächlich aber Banken, Versicherungen und Großkonzerne), und die gleichzeitige Verarmung des Rests, lässt in eine nicht eben stabile Zukunft blicken. Noch ist es nicht so weit, dass die Teile des Ganzen sich dagegen wehren, dass die Qualität des selben von ein paar wenigen Reichen bestimmt wird, also das Ganze weniger als die Summe seiner Teile ist, es muss wohl noch ein paar Jahrzehnte so weiter gehen. Ich fürchte aber, dann wird die Veränderung mit Humptata kommen, denn wie wir alle wissen: debattierte Revolutionen finden nicht statt. Das bedeutet, noch ehe sich die Zivilgesellschaft darüber im Klaren sein wird, dass es Zeit für eine Veränderung der Verhältnisse ist, wird der Wandel schon geschehen sein.

Kann man angesichts der Betrachtungen in den letzten drei Kapiteln noch davon sprechen, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist oder entspricht es nicht vielmehr der sozialpolitischen Realität, dass das Ganze weniger als die Summe seiner Teile ist? Wo befinden wir uns politisch in der Trialektik des Ganzen? Natürlich im vierten Schritt, wo es nur mehr darauf ankommt, die Kommunikationen zwischen

⁴⁴ Warum? Weil nicht das Gemeingut im Fokus der Interessen liegt, sondern das individuelle Gut. So würde sich der Politiker, wenn er zusätzlich in der Wirtschaft tätig ist, sich selbst gute Bedingungen schaffen, nicht aber allgemein.

den Teilen aufrecht zu erhalten. Es scheint dabei darüber hinaus so zu sein, dass sich nur mehr Wenige an den ersten Schritt erinnern (das sind die Philosophen, Staatstheoretiker und Utopisten) indem sie auf eine notwendige politische Ethik und auf das abkömmlich gewordene Gemeinwohl verweisen. Es scheint weiters, dass das „Klebemittel“, welches die Teile zusammen hält, nicht das demokratische Gemeinschaftsinteresse oder die demokratische Rede und Diskussion ist, sondern das bis dato gleichmachendste Vermittlungsobjekt, das jemals erfunden wurde: das Geld⁴⁵. Ohne Geld ka Musi. Sprich: Ohne Geld keine (politische) Musik und auch keine (philosophische) Muße. Es ist für die Stabilität⁴⁶ eines Systems irrelevant (vgl. unseres), ob das Geld gleichmäßig verteilt ist. Das System bleibt auch stabil, wenn sehr viel Geld zwischen wenigen Teilen die Vermittlung garantiert und sehr wenig zwischen den übrigen Teilen. Solange noch Geld vorhanden ist (wie wenig es auch ist), bleiben die Teile vermittelbar. Die Reichen können noch reicher werden und die Armen noch ärmer, das ist gar kein Problem (und wird passieren). Die zwei alten Herrschaftsformeln Divide et impera! (Teile und herrsche!) und Panem et circenses! (Brot und Spiele!) haben nichts an ihrer Aktualität eingebüßt. Anstatt im Kolosseum unsere Bedenken bei Gladiatorenkämpfen zu zerstreuen, wird uns eben eingetrichtert, dass beispielsweise ein asketisches, selbstgenügsames und schlichtes Dasein das Ziel der individuellen Lebensgestaltung sein soll. Gesundheit, Zufriedenheit mit dem was man hat, Gelassenheit, etc. – ja, was soll man denn der Menge auch anderes zurufen? Etwa, dass die Gleichverteilung der finanziellen Ressourcen das oberste Ziel gesamtgesellschaftlicher Entwicklung sein soll? Gott bewahre! Andererseits soll der Einzelne das Recht haben, sich selbst zu verwirklichen, darum wird er zugemüllt mit impliziten (Ich bin ein individuelles Produkt ganz für Dich allein, kauf mich!) und expliziten (Ich bin ein Ratgeber, wenn Du mich erwirbst, geht's Dir besser!) Anleitungen dazu, wie ihm das gelingen soll. Arbeit, Erfolg, Reichtum, Konsum, Unabhängigkeit

⁴⁵ Eine ausführliche Analyse des Geldes als Institution der technologischen Gesellschaft findetsich bei Wilhelm Berger, Op.cit. S. 164ff.

⁴⁶ Ich verstehe Stabilität im gebräuchlichen Heimwerkersinne, dass etwas nicht auseinander fällt. In welchem Zustand es sich befindet, ist dabei nebensächlich.

– ja, was soll man denn dem Einzelnen auch anderes zurufen? Etwa, dass er sich um seinen Nächsten kümmern soll und dabei auf dumme Gedanken kommen könnte, zum Beispiel die Gleichverteilung finanzieller Ressourcen? Gott bewahre! Jetzt aber Schluss mit dem Zynismus.

Eine Frage lautet, wie das Ich als soziale Differenz politisch werden kann. Impliziert das Politisch-Werden nicht notwendig viele Ichs, sodass der Einzelne nur über den / die Anderen zum politischen Wesen werden kann? Wie kommt es weiter vom politischen Ich zum politischen Wir? Und wodurch sind sie voneinander unterschieden, was sind ihre Inhalte? Ist das politische Ich denn ein anderes als das nichtpolitische? Ist das politische Ganze ein anderes als das ... – ja, welches andere denn? *Ich* kann unpolitisch sein, aber können *wir* das auch?

3.4 Vom Ich zum Wir

Um die Bewegung vom Ich zum Wir nachzeichnen zu können, sind meiner Meinung nach mehrere Probleme wert, dargelegt zu werden. Das Ich ist, wie schon gesagt, die leere Identitätskonstante, die es mir ermöglicht, in aller Kürze von mir zu sprechen. Ich kann nun behaupten, dass das Wir ebenso nichts anderes ist, als eine leere Identitätskonstante eines Kollektivs, bzw. von vielen Ichs. So wie in der mathematischen Gleichung „ $1 + 1 = 2$ “ die 2 der verkürzte Name für 1 und 1 scheint. Ich erinnere an dieser Stelle noch einmal an den Tod und die Erlösung in der Abstraktion, denn die 2 soll 2 sein und zugleich 1 und 1 enthalten. Zählt man nun alle Zahlen zusammen, die mit der 2 gesagt werden, so kommt man zu folgendem scheinbar widersinnigem Ergebnis: 2 (was sie ist) plus 1 plus 1 (die in ihr enthalten sein sollen) ist gleich 4. Also „ $1 + 1 = 4$ “. Es mutet so schon absurd genug an, deshalb erspare ich mir die Fortführung dieses Verfahrens (in 4 ist 3 und 2 und „ $1 + 1$ “ enthalten, ergibt zusammengezählt 11, usw.), das vermutlich nie enden würde⁴⁷.

Ähnlich verhält es sich nämlich auch mit dem Wir und dem Ich. Ich bin nicht Wir. Ich bin Ich. Um von einem Wir sprechen zu können, ist minimal ein Du vonnöten, also Ich und Du sind Wir. Der Unterschied zur Arithmetik besteht darin, dass ich zwar sage: Eins und Eins *ist* Zwei; im anderen Fall aber: Ich und Du *sind* Wir. Die Problematik wird dadurch jedoch nicht aufgehoben, im Gegenteil, sie lässt die Gemeinsamkeit beider Sprechweisen nur verwischen, denn wir sagen zwar Ich und Du sind Wir, doch wir gebrauchen das Wir als hätten wir gesagt: Ich und Du *ist* Wir. Wenn ich aber umgekehrt daraus eine Frage mache, z.B.: Wer *ist* Wir?, dann werde ich unweigerlich auf das Ich und Du kommen; frage ich jedoch: Wer *sind* Wir?, dann scheint die Antwort „Ich und Du“ unzureichend und die Problematik ist wieder im Raum. Denn durch das gedachte *ist* in der Aussage und das gefragte *sind* in der Frage erfährt das Wir eine eigene Existenz und einen eigenen Willen, losgelöst von den es bedingenden Teilen. Diesen Unterschied zu sehen ist extrem wichtig, denn das Wir

wird damit mehr als der bloß verkürzte Begriff für Ich und Du, nämlich (da das Enthaltene größer als das Enthaltene sein muss, bzw. mehr als die Summe seiner Teile, wie wir glauben) eine selbständige Entität. Und plötzlich scheint es so, als könnte ich das Wir ohne Ich und Du denken, so wie ich arithmetisch auch mit der 2 hantieren kann ohne auch nur den geringsten Gedanken an die es ausmachenden 1 und 1 aufwenden zu müssen. Das Wir wird als ein Selbst gebraucht und als dieses Selbst hat es natürlich all die Probleme und macht auch jene Probleme, die auch ich selbst haben oder machen kann. Einschließlich des Problems der Selbstfindung, der Identität.

So. Ich muss mir nun die Frage stellen, ob ich an dieser Stelle abbreche und mit der Einsicht nach Hause gehe, dass das Wir ein selbstlaufendes Fabrifakt ist, das nur auf Grund allgemeiner, gegenseitiger Existenzversicherungen ist, oder ich mache mich daran, damit weiter zu hantieren. Historisch haben wir uns dazu entschlossen uns mit uns als diesem Wir weiter zu befassen. Wie jedes Subjekt ist auch das Wir entwicklungs-fähig, das heißt zähm- und erziehbar, manipulier- und kontrollierbar. Die Erziehung und Kontrolle des Wir heißt *Politik*. Mich interessiert jedoch weniger die politische Praxis, sondern vielmehr, ob das Wir Eines ist oder Vieles? Voraussetzung dafür ist die Anerkennung des Wir als Entität mit Selbstfindungsproblemen. So wie das Ich sich selbst als politisches, ökonomisches, moralisches oder spirituelles bezeichnen kann, kann ich das auch mit dem Wir tun. Und wenn ich vom politischen Wir spreche, dann sind es die Politiker, die es erziehen und kontrollieren (sollen) bzw. ist es so etwas wie eine gemeinsame Verantwortlichkeit, wenn vom ökonomischen, dann die Marktlogik bzw. ebenso die Politiker, wenn vom moralischen, dann das zivilgesellschaftliche Gewissen, und wenn vom spirituellen, dann die Glaubenslehren. Entweder sind dies alles Teile, die im Wir enthalten sind und nach Bedarf in den Vordergrund rücken, oder es sind wiederum eigenständige Entitäten mit Selbstfindungsproblemen, also viele Wirs. Weil es unterschiedliche Verwaltungsinstanzen gibt, lässt sich Letzteres vermuten. Wenn ich hier aber weiter frage, stoße ich auf eine merkwürdige Sache, nämlich, ich kann die Frage „Wer *sind* Wir?“ nicht ohne weite-

⁴⁷ Vgl. dazu Sextus Empiricus, Op. cit., S. 248f.

res beispielsweise auf das politische Wir übertragen. Die Frage würde nämlich lauten: „Wer *sind* politische(s) Wir?“ Ich kann nun vielleicht einen Artikel einfügen, dann würde die Frage lauten: „Wer *sind das* politische Wir?“, was aber nichts an der Holprigkeit ändert. „Wer *ist* das politische Wir?“ führt jedoch zurück zum Ich und Du, womit gezeigt wäre, dass das Wir nur Eines ist, da jedes Wir aus Ich und Du bestehen.

Das Wir ist also Eines und Vieles zugleich. Sextus Empiricus würde angesichts dieser Umstände das Wir als wissenschaftlich uneindeutig erklären, aber trotzdem ist es/sind sie da.

Wenn ich frage, wie viele Menschen für das kleinste Wir vonnöten sind, so meine ich, dass es drei sein müssen. Zwei sind nötig, welche das Wir umfasst, und der Dritte ist nötig um das Wir überhaupt erst entstehen zu lassen. Zwischen zwei Personen genügt es, Ich und Du zu sagen, sobald jedoch eine dritte hinzu kommt, wird neben dem „Ich, Du und Du“ ein „Wir und Du“, bzw. ein „Ich und Ihr“ oder ein „Wir und Sie/Er“, bzw. aus der Perspektive des dritten ein „Ich und Sie“ möglich. Eine vorgestellte vierte Person könnte aus den dreien sogar ein einziges „Wir“ werden lassen. $1 + 1 + 1 =$ (mindestens) 6.

Es gibt einen Unterschied zwischen „Wir und Du“ und „Wir und Sie/Er“. Ersteres erweckt den Eindruck, es würde hier Interaktion und Kommunikation stattfinden, Letzteres eher, dass damit unüberbrückte Distanz mitgesagt wird. Genau so sage ich im Angesicht des Anderen nicht „Ich und der Andere“, sondern „Ich und Du“. Der Andere ist nur in der Distanz als „Anderer“ benennbar und wenn, dann auch nur gegenüber einem Dritten. Auch wenn der Dritte bloß der von mir vorgestellte Leser dieser Zeilen ist. Das bedeutet, dass der Andere oder die Anderen immer in der Ferne sind, nicht anwesend. Sobald er oder sie zeitlich und räumlich mit mir sind, entsteht das „Du“ oder das „Ihr“ und der Begriff des „Anderen“ verschwindet. Der Andere verschwindet also, wenn er da ist und erscheint wenn er fort ist. Auch der *Fremde* und der *Feind*, die als diese Begriffe, bzw. Benennungen, nur für Entferntes gelten,

existieren nur dadurch, dass sie nicht anwesend sind. Sobald ich dem Fremden oder dem Feind gegenüber stehe, wird aus ihnen ein „Du“ oder „Ihr“. Und wenn das geschieht, herrscht zwar noch nicht Frieden, aber der Fremde oder der Feind wird zu einem „Du“ oder „Ihr“ mit unwillkürlichen Eigenschaften, die das jeweilige Bild von ihnen zerstören können. Deshalb müssen sie *entfernt*, in die Entfernung zurück verfrachtet werden (obwohl der Begriff „ent-fernen“ ja eigentlich das Gegenteil dessen aussagt, wie wir ihn heute gebrauchen: nämlich etwas von der Ferne befreien und nicht Teil der Ferne zu machen, aber es gibt keinen Begriff wie ver-fernen, be-fernen oder einfach nur fernen als Prädikat). Diese Entfernungsoperation ist jedoch nur dann durchführbar, wenn der Fremde und der Feind einen für sie reservierten Ort haben, wohin sie entfernt werden können. Der Fremde wird an die Grenze entfernt und der Feind ins Jenseits. Das macht den Fremden für das Wir ungleich bedeutender, weil er bestehen bleibt und die Grenze immer wieder überschreiten kann um das Wir als Wir zum Entstehen zu bringen, der jenseitige Feind aber dazu nicht mehr in der Lage ist. Er taugt dann nur noch als Imagination. Der Fremde aber sowohl als Imagination als auch als reale Existenz. Was beide voneinander unterscheidet, ist, dass der Fremde schwächer scheint als der Feind, wenn es darum geht, ein Wir zu konstituieren und zu nähren. Der Fremde schleicht über die Grenze, der Feind trampelt darüber. Der Feind fordert mit stärkerer Vehemenz ein konsistentes oppositionelles Wir, vom Fremden geht nicht unmittelbar Gefahr aus.

Wieso habe ich es bisher vermieden, vom *Freund* zu sprechen? Gewöhnlich meinen wir ja, dass sich Freund und Feind einander bedingen. Es gäbe Feinde, nur weil es Freunde gibt und umgekehrt⁴⁸. Der Fremde sei das unbestimmbare Dazwischen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass es sich nicht so verhält. Denn es ist nicht jeder, der nicht mein Feind ist, entweder ein Fremder oder mein Freund. Es sind weniger Menschen, als mir bekannt sind, meine Freunde, ich kenne aber (noch) keinen Feind und kenne auch keinen Fremden. Wie kann ich also sagen, dass ich Freunde hätte, wiewohl ich

⁴⁸ Vgl. dazu Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz*, Hamburg (Junius) 1992, S. 73ff. Das Kapitel beginnt mit: „Es gibt Freunde und Feinde. Und es gibt *Fremde*.“

keine Feinde kenne (habe ich damit nicht auch keine Feinde)? Und es sind aber auch nicht alle Leute, die ich kenne, meine Freunde, es sind auch Bekannte. Auf die Frage: Wer ist dein Feind?, kann ich nur antworten: Ich weiß es nicht. Es ist vielleicht möglich, dass ich sehr wohl einen Feind habe, aber dann soll er doch bitte bei mir vorstellig werden, denn ich kenne ihn nicht. Und einen Fremden kenne ich sowieso nicht, denn sobald ich einen kennen würde, wäre er kein Fremder mehr, sondern ein Bekannter. Es ist meiner Meinung nach auch unsinnig zu behaupten, dass es Liebe nur gibt, weil es Hass gibt, denn ich kann auch lieben ohne je hassen zu müssen, aber das nur so nebenbei angemerkt.

Ich kann jemanden Freund nennen, ohne jemanden haben zu müssen, den ich Feind nennen muss. Es gibt Bekannte und Unbekannte (Fremde?). Davon haben tue ich nur die Bekannten. Unter diesen gibt es mehr bekannte und weniger bekannte. Die mehr bekannten sind meine Freunde.

Wir haben keine Freunde, *wir* haben nur uns, daneben gibt es Fremde und Feinde. Denn nur *Wir* kennen Fremde und Feinde, Ich kenne nur Freunde und Bekannte. *Unser* Feind kann nicht das konstituierende Gegenstück zu *meinem* Freund sein. Da *ich* aber keine Feinde habe, und *wir* keine Freunde, scheint der Gegensatz Freund – Feind nicht adäquat.

Wenn *wir* tatsächlich Freunde haben, dann sind sie nicht vom *Wir* umschlossen, sondern ebenso wie der Fremde und der Feind außerhalb von uns. Denn nur so wird von Freunden eines Kollektivs gesprochen: „Diese dort, das sind unsere Freunde.“ Was diese Freunde von den Feinden oder Fremden unterscheidet, sind die ihnen unterstellten Absichten. Die Freunde wollen uns nichts Böses, die Feinde wollen uns Böses, die Fremden wissen noch nicht was sie wollen, aber wir werden sie keinesfalls weiter kommen lassen. Was wiederum die Frage aufwirft, was denn das *Wir* ist, das nur durch das Außen (Freund, Feind, Fremder) sein Innen (*Wir*) aufrechterhalten zu können scheint? Und es eröffnet die Frage, inwiefern das *Wir* ein Innen und ein Außen überhaupt hat?

Als die nationalstaatlichen Grenzen noch durch Zäune, Schranken und Zöllner wahrnehmbar waren, konnten wir unsere Grenzen noch leichter ziehen. Normalerweise, wenn ein Ganzes zerfällt, ist das Übriggebliebene kleiner als das Ganze. Die UdSSR zerfiel in viele kleinere Ganze, Jugoslawien zerfiel in viele kleinere Ganze, aber mit dem Fall des eisernen Vorhangs und aktuell mit der EU-Osterweiterung zerfielen kleine Ganze in ein Größeres. Etwas kann also entweder in sich geteilt oder zum Teil eines Ganzen erklärt werden. Ein Ganzes kann nicht zugleich Ganzes und Teil von Etwas sein. Es ist entweder das eine oder das andere. Trotzdem ist zum Beispiel Österreich als Staat ein Ganzes und ebenso als Staat zugleich ein Teil von Europa. Die Feinde von einst sind nun Freunde und wenn sie sich zu nahe an die nicht mehr vorhandene Grenze wagen, dann sind sie Fremde und zugleich aber sind sie auch Wir. Was bleibt also noch vom österreichischen Wir (und was ist jemals davon da gewesen)? Dass es ein Bedürfnis danach gibt, das österreichische (oder deutsche, oder italienische, oder französische, usw.) Wir zu „beseelen“, bzw. mit einer Identität auszustatten, ist evident, wie die immer wiederkehrenden Diskussionen darüber, was denn Heimat bedeutet und wodurch sich die Heimaten voneinander unterscheiden, unterstreichen. Nicht evident ist jedoch, *wer* dieses Bedürfnis hat. Wir Österreicher? Wir Politiker? Wir Tourismuswerber? Oder wir Nachbarn, die gern erfahren würden, mit wem wir es da zu tun haben? Oder ist die Frage nach Heimat und Identität allein das Bedürfnis von Einzelpersonen, von *mir*, und glücklicherweise verfüge ich über geeignete Technologie um meine Mitmenschen davon in Kenntnis zu setzen? Solange ich Wir sage, ist alles bestens, sobald ich aber frage, wer oder was denn dieses Wir ist, verpufft es ins Nirwana der leeren Konstanten. Das Ganze ist weniger als die Summe seiner Teile, weil es die Teile, die es zu umschließen vorgibt, niemals umschlossen hat⁴⁹. Das Wir als große leere Konstante umschließt viele Ichs, die klei-

⁴⁹ Das radikale Moment dieses Satzes offenbart sich, wenn ich beispielsweise in die Geschichte des 20. Jahrhunderts zurück blicke. Obwohl dort permanent der Satz des Mehr behauptet zu werden schien, waren die historischen Ereignisse doch nur aus dem einen Grunde möglich, nämlich weil das Ganze weniger als die Summe seiner Teile ist. Der Inhalt der Vermittlungstätigkeit der Teile ist manipulierbar

ne leere Konstanten sind. Es ist nichts drin, aber das konstant. Dieses Wir hat weder ein Außen noch ein Innen. Denn innen ist nichts und was nichts ist hat auch keine Grenze, also auch kein Außen. Die Termini Freund, Feind und Fremder beschreiben ein Außen von Etwas, das kein Innen hat, das selbst äußerlich ist, außerhalb des ich und du. An dieser Stelle weise ich darauf hin, dass es, wenn es Grenzen gibt, niemals nur eine gibt. Österreich wird nicht von den Grenzen der anderen Länder umschlossen, sondern von der eigenen. Dazwischen ist No Man's Land, ein schmaler Streifen Land, der niemandem gehört und der die Existenz der Grenzen (und Duty-free-Geschäfte) überhaupt erst möglich macht. Die Grenze soll eine Linie ohne Breite (was nicht vorstellbar ist) sein, was dieses Niemandsland unbedingt notwendig macht, denn Etwas kann nicht zugleich am selben Ort sein und nicht sein, was für die Staatsgrenzen ohne Niemandsland der Fall wäre. Insofern kann ich sagen, dass ein Ganzes nur dann ein Ganzes ist, wenn es von einem Vakuum umgeben ist. Das benachbarte Ganze braucht dieses Vakuum ebenso, und so bleiben Staaten auch nur durch dieses Vakuum Staaten und das politische Vakuum drückt sich vielleicht gerade dadurch aus, dass der Freund, der Feind, der Fremde nicht am Wir teilhaben kann, bzw. darf, aber trotzdem in Sichtweite bleiben soll. Das Vakuum selbst muss in der Vorstellung leer bleiben, de facto aber kann es ganz leicht durchschritten werden, was ungeheuerliche Entrüstung hervorrufen kann. Meine Freiheit endet daher nicht dort, wo die Freiheit des Anderen beginnt, sondern kurz davor. Es ging und geht in der Politik also nie darum, dem Wir und seinem Außen wirklich Identität zu verleihen, sondern es ging und geht immer darum, das Gefühl der unüberbrückten Leere, des Vakuums aufrecht zu erhalten, das sich darin ausdrückt, wenn ich zum Beispiel sage: Es gibt Österreicher und Deutsche, was aber der Unterschied zwischen ihnen ist, das weiß ich nicht, ich glaube aber, dass es einen gibt, sonst gäbe es ja keine Österreicher und Deutschen. Ähnlich verhält es sich, wenn ich nach dem europäischen Wir-Gefühl frage. Was verbindet uns Europäer? Genügen der UEFA-Cup, der Song-

(durch Propaganda, Ideologien), sie ist eo ipso amoralisch, ohne Ethik, sie muss sich lediglich ereignen, was sie transportiert ist variabel.

contest, die Fahne, die Hymne, die Geographie als identitätsstiftende Gemeinsamkeit? Offenbar nicht, denn sonst würde die Frage danach nicht gestellt werden. Es gibt viele Europas in Europa. Da gibt es einmal das geographische Europa, des Weiteren das EU-Europa, das NichtEU-Europa, das NATO-Europa, das NichtNATO-Europa, das Euro-Europa und das NichtEuro-Europa. Hinzu kommen nationales Recht und EU-Recht. Europa hat also weder ein gemeinsames Rechtssystem, noch ein gemeinsames Wirtschaftssystem, noch militärische Struktur, noch Währung. Darüber hinaus sprechen die Europäer keine gemeinsame Sprache, es wurde auch keine gemeinsame Amtssprache (für Europa, nicht für die EU) festgelegt.

Die Europafahne hat zwölf fünfzackige, gelbe, zu einem Kreis (wie die Ziffern einer Uhr) geschlossene Sterne auf blauem Hintergrund. Diese Fahne ist aber nicht nur die Europafahne, sondern zugleich jene der EU. Die Sterne repräsentieren die zwölf EU-Gründungsstaaten. Mittlerweile existieren jedoch 25 EU-Länder. Ist diese Flagge nicht obsolet geworden?

Die Europahymne ist eine stark verkürzte Fassung der ca. 23 Minuten dauernden Symphonie Nr. 9 von Ludwig van Beethoven. Es wurde also keine „Europamelodie“ neu geschrieben, sondern bereits Bestehendes soweit ausgeschlachtet, bis nur noch der „Refrain“ übrig blieb. Ob adaptiert oder geklaut, darüber lässt sich diskutieren, aber auch sie ist nicht im Stande, das Gefühl des europäischen Wir zu nähren.

Der UEFA-Cup ist ein sportliches Ereignis, wer sich jedoch nicht für Fußball interessiert, hat nichts davon. Auch treten hier wiederum einzelne Länder gegeneinander an, die Siegermannschaft spielt nicht unter der Europafahne, sondern unter jener ihres Landes, sie tritt auch nicht bei der Weltmeisterschaft als Repräsentant für Europa an, sondern wiederum für ihr Land.

Der Songcontest ist ein musikalisches Event. Auch hier gilt, wer sich nicht dafür interessiert, hat nichts davon. Gelegentlich führt die Punkteverteilung für die einzelnen Liedbeiträge bei schlecht bewerteten Sängern zu so etwas wie einem Gefühl für Europa, dies speist sich allerdings meist aus Ressentiments (nicht unser Lied war schlecht, sondern wir sind, bzw. unsere Nation ist in Europa unbeliebt).

Es gibt gegenwärtig eine Diskussion unter Politikern und Wissenschaftlern⁵⁰, wie denn dieses europäische Wir-Gefühl etablierbar sein könnte. Abgesehen von den bereits genannten, hierfür meiner Meinung nach nur mäßig bis gar nicht geeigneten, Aspekten, fordern Einige auch gemeinsame Werte. Und zwar die Verschiedenheit als Wert. Die Europäer sollen sich gegenseitig akzeptieren und den unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Religionen Respekt zollen. Sie sollen aber auch Dinge gemeinsam und unterschiedslos haben, wie zum Beispiel eine Verfassung und die Menschenrechte⁵¹. Andere fordern schon etwas konkreter einen europäischen TV-Kanal oder Schülerfahrten nach Brüssel. Wenn ich diese Diskussion verfolge, beschleicht mich das Gefühl, „Europa“ sei ein Produkt, das verkauft werden müsse, bisher aber unzureichend beworben wurde. Europa braucht einen Slogan.

Was bedeutet die Forderung nach Respekt und Akzeptanz der Unterschiede herunter gebrochen auf das Ich? Ich soll den Anderen *als* Anderen, in *seinem* Anderssein akzeptieren und respektieren. Das ist ein unterstützenswertes ethisches Postulat, fördert aber kein Wir-Gefühl. „Wir“ sagt per definitionem Gemeinsamkeit, Einheit und Unterschiedslosigkeit nach innen aus. Akzeptanz von inneren Unterschieden teilt aber das Wir als Ganzes, der vierte Schritt der Trialektik stellt sich ein. Das Wir wird zur Idee und zum Ideal.

Doch auch das Ideal bedarf seiner inhaltsgebenden Bilder. Die nationale Identität der USA ist beispielsweise also auch gefährdet, was ihre Bilder angeht, denn sonst wäre die Angst vor einem Film⁵² und dessen Bilder wohl unbegründet. Bilder können nur durch Bilder ersetzt werden, es gibt nichts dem Bild gleichwertiges, das an seiner

⁵⁰ Vgl. dazu Monika Mokre, Gilbert Weiss, Rainer Bauböck (Hg.): *Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen*, Frankfurt/New York (Campus) 2003.

⁵¹ Derer gibt es drei: Die allgemeine Erklärung (UNO) aus dem Jahr 1948, die Konvention (Europarat) von 1998 und die Charta der Grundrechte (Union) von 2000. Warum musste die EU die Menschenrechte neuerlich formulieren? Weil die allgemeine Erklärung einerseits zu allgemein war und andererseits bloß eine Art Empfehlung, ein gemeinsam zu erreichendes Ideal. Die Versionen der EU haben verpflichtenden Charakter, allerdings auch nur für EU-Mitgliedsstaaten. So bewegt sich der europäische Gerichtshof für Menschenrechte genau genommen auf rechtlich sehr schmale Pfad, wenn er Angehörige von NichtEU-Staaten wegen Verstoßes gegen die Menschenrechte anklagt.

⁵² Die Verleihung der goldenen Palme in Cannes 2004 an den us-amerikanischen Regisseur Michael Moore für seine Filmdokumentation „Fahrenheit 9/11“.

Statt bestehen könnte. Europa ist hier noch ein wenig im Vorteil, da ihm seine Bilder fehlen? Und wie steht es mit den Nationalstaaten, welche sind ihre Bilder? Beziehungsweise sollte ich danach fragen, was meine Bilder zum Nationalstaat, in diesem Falle Österreich, sind. Es genügt auch schon, danach zu fragen, was das *erste* innere Bild⁵³ ist, das sich mir zeigt, wenn ich den Begriff „Österreich“ höre. Das erste innere Bild, das mir erscheint, ist ein türkises Österreich. Ich sehe ein kleines, zweidimensionales, in Schräglage versetztes Österreich (Vorarlberg im Südwesten), dessen komplette Landesfläche türkis eingefärbt ist, jenseits seiner Staatsgrenzen ist blaue Unendlichkeit.

Beim Begriff „Europa“ sehe ich als Erstes eine ortlose, wehende EU-Fahne ohne Mast. Ich habe mich gefragt, ob nur ich diese Bilder sehe und was andere Menschen mit diesen Begriffen als Erstes verbinden. Also habe ich eine Umfrage gemacht. Ich erhebe nicht den Anspruch, dass ihr Inhalt repräsentativ für *uns* ist, deshalb präsentiere ich ihn nur minimal strukturiert und uninterpretiert⁵⁴.

3.4.1 Internet-Umfrage

Die Laufzeit dieser Umfrage betrug einen Monat, vom 01.06.2004 bis 1.07.2004, sie wurde mittels Email an Menschen unterschiedlichen Alters und Professionen in Europa verschickt. Es haben insgesamt 130 Personen daran teilgenommen, darunter 115 aus Österreich, 8 aus der Schweiz und 7 aus Italien.

Der Umfragetext⁵⁵ lautete wie folgt:

Ich bitte Sie/Dich, mir eine Beschreibung, bzw. Benennung des jeweils *e r s t e n* inneren Bildes (Begriffe bitte nur, wenn Sie/Du den Begriff „sehen/siehst“) zu schi-

⁵³ Das erste innere Bild ist das präreflexive, die unreflektierte erste Assoziation.

⁵⁴ Es soll sich dazu eignen, in eine Bilderflut einzutauchen und sich treiben zu lassen. An welcher Interpretationsküste der Leser stranden möchte, bleibt ihm selbst überlassen.

⁵⁵ Der Umfragetext wurde länderspezifisch abgeändert, so dass die in der Schweiz lebenden Personen nach ihrem ersten Bild beim Begriff „Schweiz“ gefragt wurden. Für jene in Italien lebenden Menschen wurde der Text übersetzt und nach „Italia“ gefragt.

cken, das sich vor Ihrem/Deinem geistigen Auge unmittelbar einstellt, wenn Sie/Du folgende Wörter lesen/liest:

Österreich

Europa

Herzlichen Dank für Ihre/Deine Mithilfe!

Mir schien diese Frage deshalb interessant, weil wenn das Wir ein leerer Begriff ist, sind dann auch Staatsnamen leer, und wenn nicht, könnten ihre Inhalte auch Inhalte eines Identitätsverständnisses sein? Und was bedeutet das für die Identität? Ist Identität etwas Inneres oder ist sie gar etwas Äußeres? Wird sie als Inneres gedacht aber als Äußeres verstanden? Und könnten da nicht die Inhalte anderer Begriffe, wie jene der Staaten, „aushelfen“? Sind die Inhalte äußere Gegenstände oder sind sie reine Vorstellungen?

Manchmal kam es vor, dass die Bildassoziation zu beiden Begriffen in einer Antwort geschildert wurde, in diesen Fällen kommt dieselbe Antwort unter beiden Begriffen vor. Emoticons und die in Emails berühmt-berüchtigte „kleinschreibweise“ habe ich nicht übernommen. Die Ländernamen in „ [] “deuten an, dass ich die nachfolgenden Assoziationen aus diesem Land erhalten habe. Jede Antwort wird von der nächsten durch ein „ ; “ getrennt. Die Ergebnisse lauten:

Nationalstaaten

[*Österreich*] Landkarte von Österreich; Umriss von Österreich wie im Atlas; Heimat zu Hause; ich sehe zunächst den geographischen Umriss (also sozusagen den entsprechenden Ausschnitt aus einer Landkarte) vor mir; Kaiserin Sissi; die Landkarte; windgebeutelter Bergbaum; Österreich „höre“ ich eher: Mozart, Haydn, Schubert;

Berge; Alpen; Berge, Wien (Hofburg, Span. Hofreitschule); Wien; Bild: Große ROT-WEISS-ROTE Fahne und drinnen eine kleine ROT-WEISS-GRÜNE Fahne. Stamme aus Ungarn ab (beide Eltern), bin in Österreich geboren, Österreich ist meine Heimat, aber auch Ungarn gehört zu mir.; Berge & Seen; Form auf der Landkarte; Umriss auf der Landkarte; Hut mit Gamsbart; Berge, Seen, Walzer, Donauturm, Jäger mit Hut und Gamsbart, Mitteleuropa, Kärntner Nudel; Adler; Resopaltisch mit rot-weiß karr. Tischtuch; das sind wir; Berge; Berge; Lipizzaner; ein bequemer Schaukelstuhl mit langem Fußteil; Den Bundesadler sehe ich; der erste ÖBB Schaffner nach der Rückkehr aus dem Ausland per Bahn - nach dem Unterworfensein unter eine unverständliche Obrigkeit, das sichere Gefühl des Bekannten.; Ein in fast jeder Hinsicht liebenswertes Stück Erde - wer dort lebt, hat Glück gehabt.; Gebirge; unterwürfig; rot weiß rote Fahne; Heimat, Familie, die Österreicher; ich sehe die Umriss von Österreich wie auf einer Landkarte; Landkarte von Österreich; Interessant, dass ich zu diesem Begriff wirklich eine bildliche Vorstellung habe. Stell dir eine Landkarte dar, die Umriss von Österreich sind leicht erhöht hervorgehoben. Die Karte wird nicht von oben betrachtet sondern von unten links (also südwest?). Schräge rot-weiß-rote Streifen ziehen sich durch die vereinfachte Darstellung Österreichs, allerdings sind diese wiederum nicht gerade sondern leicht angeschrägt, von West nach Ost ansteigend.; vertrautes Land, in dem man sich auskennt, dessen Menschen man leicht abschätzen kann, dessen Sprache und Kultur man selbst lebt. Sauberes, sicheres Alpenland, Seen mit Trinkwasserqualität, hübsche bunte Städte, Kunstmetropolen Wien und Salzburg. Land des Schnitzels und Schweinsbratens sowie der Sachertorte und des Strudels. Aber auch: Bürokratie, keine Bereitschaft für Veränderungen in der Wirtschaft und Gesellschaft. Land der Komplexe (wir sind so klein, unsere Dialekte versteht man nicht, hat man uns in Europa wohl lieb?); kartographische Struktur von Österreich (Gitarre); Hab dem Land viel zu verdanken: Bildung, Sicherheit, hohe Lebensqualität. Andererseits: Hier wohnen engstirnige Menschen in einem der reichsten Länder der Erde, die ständig jammern und unzufrieden sind.; also mir kommt beim Wort Österreich als erstes ein rascher Rundumflug von unsrem Land in den Sinn, für einen

Bruchteil von ein paar Sekunden; sprich ich sehe Österreich aus der VogelperspektiveSeen, Flüsse, Wasserfälle, Berge, Wälder, etc. alles in recht kräftigen Farben.; ein traditionell gekleideter Herr mit Almhut in einer schönen gebirgigen Landschaft; ich musste jetzt an das Wienerschnitzel in Österreichform (aus ner aktuellen Werbung) denken; bei Österreich sind es bei mir heute (wäre sicher fast jedes mal different) Bild von Hofburg und rotweißroter Fahne und relative Weite als Feeling.; Landschaft (Berge, Äcker, Wiesen, frische Luft); Landkarte Österreichs in rot weiß rot; Rot-Weiß-Rote Fahne; Kaiserzeit; Das Land in dem ich lebe, geboren und aufgewachsen bin. Es ist schön hier aber sehr klein.; ein Land (das Bild dazu ist der gitarrenförmige Fleck auf der Landkarte); Landkarte; Fahne (rot weiß rot plus Adler); Umrisskarte von Österreich, rot - weiß - rot gestreift, daneben Männchen mit Trachtenhut und Gamsbart; Figuren, die von Keith Haring stammen könnten, in allen Farben, vor allem grün und gelb, und dann auch noch rot, die sich an den Händen fassen, und einen Kreis bilden. Österreich ist eines von den Männchen, in irgendeiner Farbe, ich glaube, es war grün.; Steirerhut; Gebirgsketten und aufsteigender Hochnebel; Landkarte in den Farben der Fahne; Berge; Land der Kultur, Seen, Landschaft, Menschen, Tradition; den schwarzen Adler (Vogel vom Wappen); Umriss der Staatsgrenze; Alpenlandschaft (Berge) mit See; eine (tiroler) Berglandschaft mit schneebedeckten Gipfeln im Hintergrund und saftigen Almwiesen im Vordergrund. Dazu ein strahlend blauer Himmel.; Berge mit einem leicht schneebedecktem Gipfel vor tiefblauen Himmel.; Österreich-Landkarte; Ich sehe die Österreich Landkarte vor mir, Autobahn nach Deutschland (ich reiste in letzter Zeit viel nach Deutschland, weil ich Praktikum draußen machte, und mich vieles mit meiner Diplomarbeit dorthin erinnert) ich sehe Jugendbands aus Österreich (Kärnten) - Plätze an denen ich als Jugendliche (vor etwa 6 Jahren) oft zugange war. „alternative“ Musik, mir fällt naked lunch und ein Plakat von ihnen ein, dass ich vor kurzem sah (ich wollte auch aufs Konzert).; rundlicher Herr in Lederhose und Steirerhut mit Frau in Dirndl; ein großer, schwammiger Kuchen und ein kleiner Brösel, der daneben liegt.; Umriss von Österreich auf der Landkarte; die Österreichische Fahne (rot weiß rot); Heimat; die geografische Landkarte;

die Umrise von Österreich; rot-weiß-rote flatternde Fahne; die umrisse von Österreich - wie in den Landkarten der Wettervorschau gezeigt wird plus die Farben rot-weiß-rot - füllen den Umriss aus; eine Silhouette von Österreich oder Europa wie auf einer Landkarte. Aber nicht mit Höhenunterschieden und Flüssen etc. eingezeichnet (topographische Landkarte), sondern wie auf einer politischen Landkarte einfarbig. Ich habe die Silhouette in schwarz gesehen.; Umriss von Österreich (kartografisch); Umriss von Österreich (kartografisch); die rot-weiß-rote Flagge als Hoheitszeichen unserer Republik, wie sie im Winde weht, sich aber nicht nach dem Winde dreht; Land im Zentrum, Berge, Seen, Wälder; Landkarte; Wiener Schnitzel; Rot/weiß/rote Fahne, die im Wind weht, dahinter blauer Himmel - wie sie damals, als der ORF (die Sender hießen FS1 und FS2) noch nicht die ganze Nacht durch sendete, sondern am Programmende die Fahne zeigte und dazu die Bundeshymne spielte; Landkarte Österreichs, wie im Atlas; Bäume/Wald; Österreichkarte - Umriss und so..; See – Wasser; Österreichische Fahne (rotweißrot); Eine hügelige Landschaft, grüne Wiesen, klein am Horizont eine Berghütte aus Holz, mehrere Tiere grasen auf den Hängen, Sonnenschein, ...; Landkarte von Österreich und der Ort in dem ich mich befinde; typische geographische Form von Österreich; Eine Landkarte von Österreich; die Umrise des Nationalstaates Österreich, ausgefüllt mit den Farben der Flagge: rot-weiß-rot; die rot-weiß-rote Fahne; Adolf Hitler; rot-weiß-rot; Karikatur, von wem, weiß ich nicht mehr. Oben: Ritter, blutüberströmt nimmt Gürtel herunter, Ergebnis: rot/weiß/rot. Unten: Poidl am Strand von Neusiedl, zieht Badehose aus. Ergebnis: rot/weiß/rot. Titel: 1000 Jahre Österreich.; die Österreichische Fahne (rot weiß rot); das Bild ist vertraut, ich fühle mich wohl und geborgen, wie in den Armen der Mutter z.B. und ich bin stolz auf „Österreich“ und glücklich hier zu sein...; Stephansdom, Fahne: Blut; eine Karte von Österreich mit roten Landesgrenzen; die österreichische Fahne (rot weiß rot); Berge, Sicherheit; Sprache (österreich. Dialekt), Heimat, Vaterland, Sozialstaat (gerade noch), Johann Strauß, Mozart, Grillparzer, Trachtenbekleidung, Volksmusik – auch Pop-Musik (Reinhard Fendrich: I'm from Austria) Christl Stürmer, Marcel Plieschenecker, Österreich --> schönes Land, Berge, Täler, Seen, relativ

saubere Luft, ausreichend Wasser, --> hohe Lebens-Qualität; Neutralität – Geborgenheit – Zusammenhalt – Sicherheit; Land, Fahne, wozu?; Schnitzel in Form der Landesgrenzen, die Österreichische Fahne (rot weiß rot)(Blut, Gürtel, Blut); rot-weiß-rote Fahne; grüne Wiesen, schneebedeckte Berge, Idylle; ich sehe jenen Ort, wo ich in meiner Kindheit immer auf Urlaub war: Gasteil, NÖ; Großglockner; schön, grün: Wald, Wiesen, Natur, Seen, aber begrenzt, zu Hause.; Traditionen (weiß nicht, ob der Begriff so passt, aber ich denke irgendwie an Kaffeehauskultur und Heurigen ... das war eben das erste, was mir einfiel, vielleicht will ich ja wieder nach Wien ...); Provinz des sogenannten kleinen Mannes, Provinz der Vorurteile, Insel, auf der einiges noch erlebenswert ist; dumpfe Enge - nicht statisch, sondern wabernd; Lederhose; schöne grüne Landschaften (Hügel, Berge); Nichts;

[Schweiz] Ein Loch in der Landkarte Europas; Berge; Landkarte mit genauen Umrissen der Schweiz; klein, hügelig, farbig, etwas ganzes; Schneebedeckte Berge, wie sie auf den Frigor-Schöggeli abgebildet sind; Alpen; Schweizerfahne weht über grüner Alpenwiese mit braunen Kühen drauf.; Berge in der Sonne und der Geruch von Bergheu;

[Italien] lo stivale; come si fa a darle una risposta in chiave psicologica ad un problema che è dibattutissimo politicamente? La mia sarà una risposta politica, non mi nasconderò dietro un dito. Il tema che lei propone è evidentemente il declino dell'idea di Europa: oggi che l'Europa è fatta, non è più amata. Ma tutto ciò è facilmente spiegabile, se solo si aprono un po' gli occhi: l'Europa di oggi non è quella di Adenauer, De Gasperi, ecc. Oggi l'Europa è stata conquistata dalle grandi imprese, e sono loro a volerla. La demenziale regolamentazione che è stata fatta, per cui c'è una legge che determina le dimensioni delle banane, dei fagioli ecc. (e per la quale non ci è più concesso di bere il latte appena munto, così buono), in realtà serve proprio alle grandi industrie: quelle hanno ottimi avvocati che sanno districarsi in questa giungla di regolamenti, e possono fare quello che vogliono, mentre ad inciampare sono i piccoli. Se poi questi potenti pretendono che noi continuiamo ad amare un'Europa del genere, a riconoscerci in essa, si sbagliano di grosso. Personalmente non avevo mai amato

troppo l'Italia (anche perché sono in parte svizzero di origine), ora ho cominciato ad apprezzarla, a riconoscermi nella sua grande letteratura e nelle sue tradizioni; invece se l'Europa deve essere quella di Chirac e delle cricche annesse, preferisco essere extracomunitario.; cara; casa; Penisola; la cartina geografica fisica dell'Italia in verde, cioè lo Stivale;

Europa

[*Österreich*] blaue Europafahne; Buchstaben EU; demokratische Gemeinschaft; ich sehe zunächst den geographischen Umriss (also sozusagen den entsprechenden Ausschnitt aus einer Landkarte) vor mir; Landkarte von Europa, Euro; die Landkarte; fett rot umrandete weiße Landkarte; Fernlaster; Weite; (kl.) Landkarte davon, darauf bunt die Länder eingetragen; Landkarte von Europa; viele Fahnen; Europafahne reicht den „Neuhinzugekommenen“ die Hände. Bei mir dominant: Europafahne reicht Rot-weiß-grün die Hand.; Sternenkreis; Konzert am 1. Mai in St. Georgen, bei dem Musikgruppen aus Tschechien, Slowenien, Ungarn, Slowakei die Ode an die Freude singen (Ich sehe die Wiese mit den vielen Menschen, das Feuerwerk und höre die Musik); griechische Göttin - und beim zweiten „Hinschauen“ merke ich, dass ich an die Justitia oder auch an Themis denke, mit verbundenen Augen und der Waagschale - vielleicht auch an Athene, jedenfalls nicht an die Prinzessin auf dem Stierrücken; Internationales Meeting – Kongress; Brüssel, Staatenvielfalt, Beamte im Anzug, eine Landkarte von der EU, Britishness, Flugzeug; Stier; Grand Place (Brüssel) im Nebelregen; das sind auch wir; Sterne; Stier; zu viele Menschen auf einem Fleck; ein fransiges, blau eingezogenes unproportioniertes Gebilde, dass nach Osten hin keinen Abschluss findet; Die Landkarte von Europa, die in unserer Schulklasse hing - vor 50 Jahren ...; eine eigenartige Landkarte mit abgestuften Details, Österreich recht feingliedrig. Flüsse, Berge, Städte haben zumeist auch Namen; Frankreich, Spanien, Italien, Schweiz, Deutschland - grob mit Bergzügen, einigen Flüssen, Seen und Städten, der ganze „Rest“ sind einfarbige Schemen um ungefähren Umrissen, die nur zum Teil nach intensiver „Betrachtung“ etwas Detailreicher werden zB. GB, Skandina-

vien, Griechenland. Nach Osten hin wirds immer undeutlicher und franst dann ganz aus.; Eines und doch nicht eines.; Landkartenähnliches Bild von Europa; Vielfalt; Landkarte; Vielfalt, Reisen, Chancen und Risiken; mir fällt ein Fußballplatz ein (nehme an in bezug auf Fußball EM); Landkarte von Europa; die dunkelblaue EU-Fahne mit den kleinen gelben Sternchen. Diese Fahne ist an einem großen Masten befestigt und flattert fröhlich im Wind.; Identität, die sich aber erst dann so richtig aufbaut, wenn man einem überheblichen Amerikaner etwas entgegen halten möchte. Großartiger Kontinent voller landschaftlicher Schönheiten, kultureller Vielfalt, mit herrlichen Metropolen und Kunstschätzen, wunderbaren gastronomischen Schmanckerln. Wobei sich bei mir mein Europa vor allem auf jenen Teil bezieht, den ich kenne (Italien, Kroatien, Slowenien, Österreich, Ungarn, Griechenland, Spanien, Portugal, Frankreich, England). Die nördliche Hemisphäre Europas ist mir fremd. Positives Bild eines starken zusammenwachsenden Europas, dass so viele Kulturen friedlich vereint wird getrübt durch den stumpfsinnigen Bürokratismus der EU, die Machtgeilheit gewisser Politiker (Chirac, Schröder, Blair) und die Angst davor, dass man durch die Vereinheitlichung der Standards das österreichische Bildungs- und Gesundheitsniveau zerstört und auf ein gleich niedriges Niveau senkt wie es in vielen europäischen Ländern üblich ist und dass die großen Länder über die kleinen Länder drüberfahren (Beispiel Transit, 1 Kommissar pro Land). Des weiteren die Angst davor, dass die Krankheit „Massenarbeitslosigkeit“ sich weiter wie eine Seuche über Europa legt und den ehemals stolzen alten Kontinent gegenüber Amerika und Asien ins Hintertreffen führt. Ohnmacht, dass ein einzelnes Land wegen Maastricht nicht mehr autonom Politik machen kann wie es einem gefällt und dass dabei der Sozialstaat und die hohen erreichten Standards Österreichs in einem Einheitsbrei untergehen. Hassliebe: Liebe zu Europa, seinen Völkern und deren Kultur, aber Unbehagen und große Unsicherheit, ob Europa nicht vielleicht geschlossen den Bach runter geht (ständiges Senken der Anforderungen im Bildungsniveau, zu wenig Forschung, zu viele Streiks, viel zu viele Arbeitslose, keine Reformwilligkeit). Leider kann ich das nicht in einem Bild festmachen. Wenn ich die Begriffe lese, spielt sich vielmehr ein

Film vor meinen Augen ab. Der österreichische Film ist klar verständlich, der europäische Film ist noch unscharf.; gelbe Sterne auf blauem Grund; Neu, aufregend, vielseitig, chancenreich, veränderbar. Fühl mich als stolzer Europäer.; beim Wort Europa sehe ich automatisch die europäische Flagge vor mir.; die Flagge und ein modernes Bürogebäude weit weg (Brüssel); Österreich, das Herz Europas ... wir sind nicht am Rand, sondern in den Mittelpunkt gewandert, was gibts schöneres; die EU-Fahne und weites Landschaftsgefühl.; Vielfalt der Staaten (physische Karte in einem Atlas).; Europa-Flagge; Landkarte mit allen Europäischen Ländern; Unruhe; Vorerst leider kaum mehr als eine Idee. Ich hoffe stark, dass es einmal möglich sein wird eine Art „Europäisches Pathos“ aufzubauen, die Einwohner dieses Kontinents auf seine Werte einzuschwören: Seine lange, von großen Ideen wie von schier unglaublicher Dummheit geprägte Geschichte einerseits, eine zeitgemäße, der Aufklärung und humanistischen Tradition verpflichtete Weltanschauung andererseits.; mehrere Länder zusammengefasst unter einen „Sammelnamen“ (das Bild dazu - ergibt sich durch den Blick auf einen Globus); Europa Fahne; Landkarte von Europa, wie im Geo-Unterricht in der Schule; Alois Mock vor einer Europa-Fahne; Figuren, die von Keith Haring stammen könnten, in allen Farben, vor allem grün und gelb, und dann auch noch rot, die sich an den Händen fassen, und einen Kreis bilden. Österreich ist eines von den Männchen, in irgendeiner Farbe, ich glaube, es war grün.; EU-Flagge; Landkarte von Europa bis zum Ural; EU-Flagge; Landkarte; Fahne, Sterne, Zusammengehörigkeit, EU-Wahl Werbung; die Flagge mit den Sternen (blau).; Logo der europäischen Union (eigentlich interessant, da Europa ja mehr ist!); Umriss des geographischen Europas (vor Osterweiterung); eine stilisierte Europa-Karte die von einer EU-Fahne (blau, 12 Sterne) teilweise verdeckt wird, da sich diese davor befindet.; Blaue Flagge vor großem grauen Gebäudekomplex.; „Europa“-Flagge mit 12 Sternen; die EU Flagge. Ich denke über die zahlreichen Sterne nach die ja jetzt dazugekommen sein müssten, und frage mich ob die dort alle Platz finden, oder ob die zuständigen Personen wieder einmal „standardisieren“ werden, und nur eine „passende“ Anzahl von Sternen drauf tun wollen. Die Fahne bewegt sich im Wind,

schwingt .. aber wie gesagt: ich frage mich ob da alle Sterne drauf zugelassen werden.; die europäische Flagge; ein großer, schwammiger Kuchen und ein kleiner Brösel, der daneben liegt.; blaue Europafahne; Brüssel; Gemeinsamkeit; die geografische Landkarte; die blaue Flagge mit den goldenen Sternen; Europafahne, blau mit gelben Sternen, auch flatternd - wie wenn sie zum Beispiel in einer Sendung über Europapolitik in der Signation verwendet wird.; die Wetterkarte, wie sie im TV gezeigt wird; eine Silhouette von Österreich oder Europa wie auf einer Landkarte. Aber nicht mit Höhenunterschieden und Flüssen etc. eingezeichnet (topographische Landkarte), sondern wie auf einer politischen Landkarte einfarbig. Ich habe die Silhouette in schwarz gesehen.; Blaue Fläche und Sternderln drin; Umriss von Deutschland und Beneluxländern; ein großer runder Tisch mit Tonnen von Papier und unzähligen Verhandlungen, die wesentlich billiger sind als ein einziger Tag kriegerischer Anwandlungen; zipfelig, noch weiße Flecken, liegt um Österreich, teils wie eine Amöbe.; Milchprodukte (Milchwirtschaft); nackte Frau auf Stier; Ein üppiges Büffet mit griechischem Schafskäse, Dolmades, Oliven, italienischer Mortadella, Schinken, französische Käsesorten, verschiedenste Früchte und Spezialitäten der verschiedenen Länder - viele verschiedene Menschen am Büffet, ein Sprachwirrwarr ist zu hören - ein buntes fröhliches Treiben; Europaflagge; blaue Landkarte Europas; Die EU Flagge - Blau mit gelben Sternen.; vereintes Europa – multikulturell; EU-Fahne (blau+gelbe Sterne); Tief blauer Hintergrund mit den Europasternen (Europafahne) schwebt über eine Luftansicht Europas ...; Brüssel, EU Institutionen; Nix!; Eine EU Fahne; Gelbe Sterne auf blauem Hintergrund; Ein Bild mit einem Zaun und sehr viel Stacheldraht (Ausschnitt der EU-Grenze Finnlands – Festung Europa); Romano Prodi; Osterweiterung; Euro (Münzen); Brüssel; das Bild ist fremd und negativ und kalt. Riesig groß, zu groß für mich- dieses Europa...; Europafahne, Brüssel: Manneken Pis (Wahrzeichen); SP-Plakat von Swoboda für Europa Wahl; Brüssel; Union; Österreich --> in Europa nur auf dem Papier vorhanden, Unterdrückte, kaum Mitspracherecht, aber Nettozahler. Militär, keine Friedenspolitik nur Wirtschaftslobby --> daher Macht-Politik anstatt autoritäre (exklusive) Europa-Politik; Gemeinsamkeit, Brüssel:

zentrale Administration; Karte, bzw Vogelperspektive, Wetterkarte im TV, Brüssel (zuerst lang kein Bild, dann Banane); blaue Fahne mit gelben Sternen; großes, sehr großes Labyrinth, das sich vergrößert - auch die Orientierungshilfe ist nur auf Irrwegen zu bekommen, wenn überhaupt.; das Atomium in Brüssel; Atomium in Brüssel; Europäische Union - Größe, Sicherheit, Zusammengehörigkeit, Unterstützung, Erleichterung von Abläufen.; Ostererweiterung (für mich ist die Osterweiterung eine sehr seltsame Sache, weil ich mich seitdem frage, was Europa eigentlich bedeutet, denn zwar sind alle Staaten europäisch, aber bisher wurden sie nie so behandelt, und jetzt sollen sie es plötzlich sein?? Europa ist für mich sehr elitär und zentralisiert. Seltsam, mir fällt erst jetzt auf, dass ich Europa nur mit der EU assoziiert habe); hybride, neoliberale Zusammenballung, von egoistischen Abzocker-Individuen verwaltet und dirigiert, Vorform eines (vielleicht) besseren Planeten; großer betonierter Platz, von Mauern umgeben; EU-Fahne; gelbe Sterne auf blauem Hintergrund; Nichts;

[Schweiz] Ein fliegender Patchwork-Teppich, auf dem ich gern mitflöge; Bild des Europawappens; Eine auf dem Kopf liegende Person; groß, flach orange-braun, sehe kein Ganzes; blaue Europafahne mit gelben Sternen; Bruxelles; Geographische und politische EU-Karte, in sanften Blautönen, abgedruckt wohl auf einer Euro-Banknote, dazu ein Bild von irgendwelchen postmodernen Gebäuden, die EU-Institutionen behausen; Eine Landkarte mit den versch. Ländern, wobei jedes Land eine andere Farbe hat.;

[Italien] un concetto di protezione, sicurezza; una specie di garanzia familiare, tipo vecchi genitori.; bellezza; una carta geografica; Moderno-Modernità; La bandiera blu con le stelle;

Die Antworten sind in höchstem Maße individuell unterschiedlich ausgefallen. Dabei wird offenkundig, dass es ein Ding der Unmöglichkeit zu sein scheint, so etwas wie nationale oder internationale Identität mit gleichen ersten Bildinhalten zu schaffen. Die Ichs im Wir sind zu vielfältig, als dass es je gelingen könnte, es auf Standard-

Bildassoziationen zu reduzieren. Womit das Wir genaugenommen nichts beinhaltet und sich ebenso wie das Ich als leere Konstante erweist.

Darum ist auch die Frage: Wie wollen wir leben? unbeantwortbar, weil ich wissen muss, wer dieses wir ist, das da leben will. Die leere Konstante hat keinen Willen und wenn es sich herausstellt, dass mit wir ich und du gemeint sind, dann wirst du vermutlich etwas dagegen haben, wenn ich sage, wir wollen so und so leben, was zu sagen einschließt, du willst so und so leben, womit ich das zwischen uns notwendige Vakuum vernichtet hätte. Die einzige Möglichkeit diese Frage zu beantworten, ist jene, jeden einzelnen Menschen zu fragen, wie er leben will. Aber weiß ich dann auch, wie wir leben wollen? Und dabei ist so etwas wie Prozessualität noch gar nicht berücksichtigt, ich kann ja heute das wollen und morgen etwas völlig anderes.

Das Wir als leere Identitätskonstante existiert nur als Begriff. Niemand wird diesem Wir in der Welt begegnen. Als ein Begriff ist das Wir unbegreifbar (und *unangreifbar*) und kann zu allen denkbaren Zwecken herangezogen werden. Es kann mit allen möglichen Inhalten behauptet werden, die sich rasch verflüchtigen, wenn genauer hingesehen wird. Das Wir ist wie die von mir angeschaute Spitze des Eisbergs, und da dessen Beschaffenheit jedoch von der Meeresoberfläche verdeckt wird, ist die Gestalt des Eisbergs spekulativ. *Wir* machen uns keine Gedanken darüber, wer wir sind, nur *ich* mache mir Gedanken darüber, wer wir sind.

Das heißt auch, dass ich Verantwortung uns gegenüber habe, denn nur durch mich erhält das Wir Gestalt und Stimme. Wir haben keine Verantwortung mir gegenüber, denn *wir* sind nichts, *ich* bin alles. Am deutlichsten wird dieser Umstand bewusst, wenn man vertraute Gefilde verlässt, selbst zum Fremden (oder Gast) wird und gefragt wird, woher man komme und was dort anders ist als hier. Plötzlich werde ich nämlich zum Sprecher einer Nation, durch mich spricht sie. Das österreichische Wir ist nur dort, wo das österreichische Wir nicht ist. *Die* Österreicher sind nur dort, wo nicht Österreich ist. *Wir* sind nur dort, wo die Anderen (tatsächlich oder vorgestellt)

sind. So offenbart sich die Äußerlichkeit des Wir, wie auch seine nicht vorhandene Innerlichkeit. Dasselbe gilt für jedwedes Wir.

Die Frage nach einem globalen Wir erübrigt sich somit, denn auch dieses Wir ist nur dort wo es nicht ist. Es wäre also entweder nur partiell lokal vorhanden oder im Angesicht des der Welt Jenseitigem.

3.5 Technologie

Wer hat nun also die Macht, „die Dinge“ zu verändern? Oder sind es die Dinge, die die Macht haben, uns zu verändern? Können wir vielleicht deshalb nichts an „den Dingen“ ändern, weil sie nur in unserem trialektischem Denken als manipulierbar erscheinen, in Wirklichkeit jedoch zu uns in einem ganz anderen Verhältnis stehen?

Ist ein technisches Ding wirklich nur ein technisches Ding, Mittel zum Zweck, abgetrennt von uns existent? Sind die „Objekte“ wirklich Teile einer autonomen Dingwelt, und stehen die „Subjekte“ in Opposition zu ihnen? Ist die Welt wirklich zweigeteilt oder verhält es sich nicht vielmehr so, dass wir gemeinsam mit den Objekten verwoben in e i n e r Welt agieren?

Warum sind die sogenannten Soft-Skills so in Mode? Sind sie nicht Rückbesinnungen auf zwischenmenschliche Kernkompetenzen, die wegen der allzu technisierten Sprache in Vergessenheit gerieten? Ich führe kein Gespräch, sondern ich bin ein Sender und gegenüber sitzt ein Empfänger. Wenn wir auf Grund mangelndem Feintuning zu streiten beginnen, sind uns die Sicherungen durchgebrannt. Wenn wir nicht weiter wissen, stehen wir auf der Leitung (wenn wir aber dann doch weiter wissen, sind wir auf Draht) oder sehen den Bluescreen, wir sind nicht erschöpft, sondern ausgebrannt, ausgepowert und gerädert. Wir trinken einen Kaffee, damit wir richtig funktionieren, wenn wir in der Zeitung etwas lesen, das uns nicht gefällt, dann ist das Schrott. Menschen höheren Alters gehören zum alten Eisen, waren einspurig unterwegs, fahren jetzt zweigleisig, weil ihnen ein Licht aufging und reden trotzdem nur Blech. Wenn wir uns nicht verstehen, haben wir ein Empfangsproblem. Früher ließen wir noch bäuerlich-ländlich die Sau heraus, heute schalten wir ab und geben ordentlich Gas, damit wir auf Touren kommen. Manchmal ticken wir nicht richtig und es sind schon mal da und dort einige Schrauben locker, wenn wir dann noch einen Kurzschluss haben, dann hilft nur noch der Seelenklempner. Wir sprechen von unplanmäßigen

Abläufen obwohl wir nicht-vorhersagbare Sequenzen meinen. Kein Wunder, wenn wir bald nach emotionaler Intelligenz, bald nach Sozialkompetenz, bald nach Team- und Dialogfähigkeit rufen?

Umgekehrt verhält es sich genauso, die Dinge werden mit menschlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen belegt: der Computer spinnt, das Auto säuft ab, die Uhr geht nicht mehr, die Zeitung lügt (wie gedruckt), der Toaster hat was gegen mich, der Verkehr ist das Gefäßsystem des Weltkörpers, die Hauptstadt ist das pulsierende Herz des Staates, der Wald ist die Lunge der Welt, der Ort an dem man sich befindet ist am Arsch der Welt, das Feuer ist hungrig, usw.

Diese Zuschreibungen finden sich nicht nur in der Literatur sondern auch im Alltag. Das Verhältnis zu den Dingen ist zumeist bewusst, dennoch erfolgt eine Trennung, und zwar indem etwa vom Sachzwang gesprochen wird. Den „Dingen“ wird einerseits eine autonome Wirksamkeit und andererseits die Fähigkeit unterstellt, Menschen zu etwas zwingen zu können. Umgekehrt müsste man dagegen vom Sozialzwang sprechen, denn es sind ja die Subjekte, die den Objekten Zwangscharakter aufzwingen, bzw. sich selbst und gegenseitig zwingen können. Aus diesem Verhältnis und dieser Differenz ergeben sich weitere Zwänge, wie etwa o.g. Zwangsgemeinschaften oder so absurde Harmoniebedingungspostulate wie „notwendige Konflikte“. Dies mutet ein wenig zwanghaft an. Können wir aber tatsächlich davon ausgehen, dass die Welt zweigeteilt ist oder sollten wir nicht eher annehmen, dass es nur *e i n e* gibt, in der Menschen und nichtmenschliche Wesen⁵⁶ sich gegenseitig in ihrem Sein und Sinn konstituieren, variieren und determinieren? Können wir angesichts dieser Verwobenheit noch ernsthaft behaupten, wir lebten in zwei durch die Subjekt-Objekt-Dichotomie voneinander getrennten Wirklichkeiten? Das Problem, das sich mit dieser Dichotomie ergibt, ist der Umstand, dass die Sprache niemals wahre Sätze in Übereinstimmung mit gegebenen Sachverhalten liefern kann. (Objektiv zu sprechen, hieße, die Dinge über sich sprechen zu lassen ...) Bruno Latour bietet für dieses Problem eine Lösung an und zwar indem er diesen klaffenden Widerspruch umgeht,

bzw. zwischen der Sprache der Subjekte und den zu beschreibenden Objekten viele Transformationen einfügt. Diese Kette von Transformationen nennt er Zirkulierende Referenz⁵⁷. Transformationen sind Wandlungen vom Konkreten zum Abstrakten, das selbst wiederum Konkretes für weiteres Abstraktes ist. Die Referenz bezeichnet sowohl diese Transformationen (im Raum) als auch ihre Bewegung (in der Zeit). Menschen („Subjekte“) und nichtmenschliche Wesen („Objekte“) bleiben erhalten, werden aber durch die zwischengeschalteten Transformationen, d.h. der zirkulierenden Referenz von ihrer voneinander unterschiedenen Totalität entlastet und in steter Verwobenheit gedacht. Der Begriff der Objektivität weicht dem der Präzision (die präzise Beschreibung der Transformationen gibt Aufschluss über die komplexen Interaktionszusammenhänge; ich verwende den Begriff Präzision, mir ist kein besserer eingefallen).

Die Präzision birgt auch ein zweites Moment, nämlich die Entkräftung des Satzes der Identität, wie er von Aristoteles – nicht explizit – als selbstverständliche Bedingung für Erkenntnis angenommen wurde⁵⁸. Der Satz der Identität wird nämlich nicht dadurch ein Prinzip des Erkennens indem ich ihn als dieses Prinzip akzeptiere, sondern er wird den Dingen konstitutiv vorausgesetzt. Erst wenn die Dinge dem Satz der Identität entsprechen, sind sie solche Dinge, die ich erkennen⁵⁹, bzw. voneinander scheiden kann. Indem ich die Dinge als mit sich Identische (ein Begriff von Hegel) setze, mache ich sie zu Objekten, deren Nicht-Identisches ich bin. So entsteht die Spaltung zwischen Subjekt und Objekt. Die zwischengeschalteten Transformationen heben jedoch diese Spaltung auf und befreien den Satz der Identität von seiner Gewalt, die Dinge müssen ihm nun nicht mehr entsprechen, sondern werden in der Ver-

⁵⁶ Bruno Latour: *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt (Suhrkamp) 2002.

⁵⁷ Ebenda, S. 36.

⁵⁸ „Alles vernünftige Lehren und Lernen geschieht aus einer vorangehenden Erkenntnis.[...] Jene vorangehende Erkenntnis muß aber auf zweierlei Weise gewonnen werden: denn bei dem einen muß man vorwegnehmen daß es ist, bei dem anderen muß man verstehen, was das durch den Namen Bezeichnete ist, bei noch anderem muß beides sein.“ In: *Aristoteles Philosophische Schriften I*, Hamburg (Meiner) 1995, Organon IV, Erstes Buch, Kap. 1, 71a.

⁵⁹ Vgl. Manfred Dahlmann, *Warenform und Denkform*. Quelle: <http://www.streifzuege.org/wuz990434.html>.

wobenheit, bzw. in der Präzision beschrieben. Je akribischer und detaillierter die Beschreibung der Transformationen, desto konturenreicher und gehaltvoller wird die Verflechtung und damit mein Verhältnis mit der Welt extrapoliert. Die Fragen: wer bin ich? woher komme ich? wohin gehe ich? stellen sich nicht mehr, vielmehr stellt sich die Frage: wie bin ich (wie sind wir)?

Die Sprache ist eine Abstraktion der Dinge und wenn ich spreche, dann sage ich diese Transformationen nie explizit mit, obwohl ich es könnte, habe ich selten die Zeit dazu. Betrachten wir den Komplex „wahrer Satz - Sachverhalt“ als ein Ganzes, so ist es weniger als die Summe seiner Teile, da diese nicht mitgesagt werden. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile, wenn im Gesagten alle Transformationen bewusst, bzw. mitgesagt werden. Ein Beispiel: Diese Arbeit ist das Ergebnis des Zusammenspiels von Gesprächen, Gedanken, Experimenten, Beobachtungen, Erlebnissen, Zufällen, Misserfolgen, Überraschungen, Sackgassen, Blockaden, Durchbrüchen und Ereignissen. Die Arbeit an dieser Schrift hat keine bestimmte Beginnzeit, so als hätte ich am 17. Juli 1999 um 09:23 Uhr angefangen und vorher etwas damit völlig Zusammenhangloses gemacht. Sie ist das Ergebnis von Übersetzungen, Modulationen, Variationen, Konstruktionen, Dekonstruktionen, Inkorporationen, also mannigfaltigen Transformationen. Es waren viele kleine Zwischenschritte nötig, damit sie entstehen konnte. Sie ist ein Repräsentant von Teilen meines Denkens. Sie ist weniger als die Summe ihrer Teile, weil sie das (vorläufige) Ergebnis eines Prozesses ist, der ungleich vielfältiger ist, als sie inhaltlich fassen könnte. Sie wäre mehr, wenn es ihr gelänge, den Gesamtprozess abzubilden (und dieser ist nicht einmal mir selbst vollständig bewusst), doch ist dies ein Ding der Unmöglichkeit. Ich dürfte nichts anderes tun, als zu schreiben, von meiner Geburt bis zum Tod.

So wie diese Arbeit einen Prozess repräsentiert, repräsentiert auch Technologie den sie konstituierenden, interaktiven Prozess. Wir Menschen machen Dinge und diese Dinge machen zugleich uns. Sie verändern uns und wir verändern sie. Wir sozialisieren uns gegenseitig. Und wenn das zutrifft, dann ist jede Ethik, die darauf abzielt, „gutes“ menschliches Handeln und „gute“ dingliche Behandlung (von Kultur und

Natur) in einen moralischen Einklang zu bringen, zum Scheitern verurteilt. Der Entwurf einer adäquateren Ethik, nämlich einer solchen, in der die Frage nach der Begegnung des Anderen nicht ausschließlich auf die Begegnung von menschlichen Wesen beschränkt, sondern auch auf jene von menschlichen mit nichtmenschlichen ausgeweitet werden muss, dürfte also das nächste große gesellschaftliche Projekt werden.

4 Resümee

Die Überschrift dieses Kapitels deutet an, dass wir schön langsam das Ende dieser Arbeit erreichen. Ein paar Seiten noch, dann ist sie aus. Wie kamen wir hierher? Wo machten wir Halt, was nahmen wir mit? Ich will dazu die vorangegangenen Kapitel noch einmal kurz Revue passieren lassen, und die wichtigsten erarbeiteten Features nennen.

- 1.) Zu Beginn habe ich zu erklären versucht, wie ich überhaupt dazu komme, den Satz des Weniger zu behaupten. Ausgehend von der Eisbergproblematik habe ich mehr oder weniger behutsam in das Spannungsverhältnis des Satzes des Weniger mit dem Satz des Mehr eingeführt und bin als Erstes bei Wissenschaft und Gesellschaft gelandet. Beide Milieus zeichnen sich dadurch aus, dass sie der Welt begegnen, sie beschreiben und in ihr entscheiden. Ich habe meine Axiomatik vorgestellt und meine Begriffsbestimmung von Teil und Ganzem. Das Ganze gebrauche ich dem lateinischen Totum entsprechend, den Teil aber dem griechischen Meros gemäß. So, wie wir wissenschaftlich oder alltagssprachlich jeweils von einem bestimmten, begrenzten, definierten Ganzen sprechen, die Teile aber nicht nur mit Quantitäten gleichsetzen, nutze auch ich die zwei Begriffe, um in dieser Arbeit praxisnah bleiben zu können. Darüber hinaus habe ich dem Satz des Mehr zu Beginn einen transzendenten Charakter verpasst um möglichst von Null ausgehen zu können.
- 2.) Wie betrachten wir die Welt, wie sprechen wir über sie und wie entscheiden wir in ihr und über sie? Am Beispiel der aristotelischen Logik, der hegelschen Dialektik und der Intuition habe ich unterschiedliche Weltbegegnungs- und Weltbeschreibungsmodele gezeigt, die alternierend gebraucht werden, dennoch aber in Voraussetzungen und (Entscheidungs-)Möglichkeiten differieren. Logik und Intuition vermögen Probleme zu lösen, Dialektik vermag Probleme adäquat zu beschreiben. Dies sind wichtige Vorinformationen, um das Verhältnis von Ganzen

und Teilen vielfältig betrachten zu können, wie sich in den weiteren Kapiteln gezeigt hat.

- 3.) Mein Weg führte uns über die Diskursdisziplinierung und dem Systembegriff hin zur Gruppendynamik. Alle drei dienen der Veranschaulichung, dass der Satz des Mehr die Beziehung zwischen Subjekt und Situation womöglich nicht adäquat zu beschreiben in der Lage ist. Der Satz des Mehr trifft nur bedingt zu, denn er ist nicht eine Formel, die für sich allein bestehen bleiben könnte, sondern er ist Teil eines Erkenntnismodells, das ich als Trialektik des Ganzen genannt und vorgestellt habe.
- 4.) Die Trialektik umfasst vier Schritte: Ganzes, teilbares Ganzes, geteiltes Ganzes, zu vermittelnde Teile. Der Satz des Mehr entspricht dem ersten, der Satz des Weniger dem letzten Schritt. Der erste Schritt entspricht dem was wir nicht haben (gemäß meiner Axiomatik: der Nichtprozess, da wollen wir hin) und der letzte dem was wir haben (der Prozess, davon müssen wir ausgehen). Mit dem Satz des Mehr verhält es sich in diesem Sinne wie mit dem wohl berühmtesten Beispiel eines aus seinem Zusammenhang gerissenen Zitats, nämlich: *mens sana in corpore sano*. Dieser, von Juvenal stammende Satz ist unvollständig, denn der Vers (Satirae X, 356) lautet eigentlich: *orandum est ut sit mens sana in corpore sano*. „Es wäre wünschenswert, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper ist.“ Gemäß meinen Beobachtungen, wäre der Satz des Mehr zutreffender mit eben diesem Zusatz: Es wäre wünschenswert, dass das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist. Denn wir gebrauchen diesen Satz ja auch so. Weil das Ganze weniger ist, hätten wir gern, dass es mehr ist und da streben wir hin.
- 5.) Nachdem ich also die Voraussetzungen im Denken und Entscheiden beschrieben habe und erklärt habe, wie wir das trialektisch tun, war es unvermeidlich, auch die Ebene des Handelns in der Welt zu beschreiten. Dies habe ich im Kapitel mit der Überschrift Ökonomie und Politik zu tun versucht, denn in beiden wird gehandelt (im Doppelsinn). Ich habe über Tod und Erlösung in der Abstraktion gesprochen und zu zeigen versucht, wie und wo ich mit Hilfe des Satzes des Mehr

sterben oder erlöst werden kann. Im Wesentlichen enthält auch dieses Kapitel die große Frage, ob der Satz des Mehr politisches und ökonomisches Handeln adäquat beschreiben kann, oder ob nicht der Satz des Weniger zutreffender ist. Ich glaube, gezeigt zu haben, dass der Satz des Weniger besser dazu geeignet ist.

- 6.) Schließlich habe ich mich dem Feld der Technologie zugewandt und unser Verhältnis zu nichtmenschlichen Wesen erläutert. Auch hier zeigte sich die Eignung des Satzes des Weniger gegenüber dem Satz des Mehr. Denn der Satz des Mehr deutet, sobald man ihn ausspricht oder als Grundlage einer Weltbeschreibung nimmt, auf einen metaphysischen, scheinbar unzugänglichen Raum hin und spaltet dadurch subjektive Wahrnehmung von objektiver Dingwelt. Der Satz des Weniger hingegen lässt mich der Welt positiver begegnen, denn er besagt, dass das, worauf es ankommt, nicht verschlossen ist, sondern allgemein zugänglich. Wenn das Ganze weniger als die Summe seiner Teile ist, dann habe ich Zugang zu allen Gestaltungsmöglichkeiten, ich muss lediglich reduzieren und präzisieren, wenn hingegen das Ganze als mehr als die Summe seiner Teile behauptet wird, entsteht sofort ein kryptischer, elitärer, metaphysischer Raum, der abgetrennt von mir existiert. Der Satz des Weniger ist unabhängig von einer ihn verwaltenden höheren Instanz als mir selbst. Der Satz des Mehr benötigt Organisationen und Institutionen, die ihn verwalten und verteilen. Der Satz des Mehr ist die große lähmende Utopie der Postmoderne, lähmend deshalb, weil er gerade nicht als Utopie, sondern als Beschreibung von Welt missbraucht wird.

5 Schlussbemerkung

Philosophen wird immer wieder vorgeworfen, sie schwebten abgehoben in den Wolken, sprächen über abstrakte Dinge, die mit der Realität nichts zu tun hätten. In Wirklichkeit aber ist es die Welt, die oberflächlich, abstrakt und „abgehoben“ ist (siehe die eingangs erwähnte Eisbergproblematik). Wir sind nicht bereit, uns eingehend mit der Welt zu befassen, Details ermüden uns, unsere Wahrnehmung ist nun einmal oberflächlich, erst das Denken veranlasst uns, uns mit den Dingen näher zu beschäftigen. Dem Philosophen geht es um die konkreten Details, er kann sich mit der abstrakten Behauptung nicht zufrieden stellen. Gerade aber diese Konkretion der Details wird von vielen Menschen als abstrakte Herumfabulierung aufgefasst, weil diese Analyse natürlich einerseits von der emotionalen Stimmung des Aussagenden ablenkt und andererseits als äquivalente oberflächliche Reaktion nicht mehr in Frage kommt. Mir ist schon oft passiert, dass ich versucht habe, irgendetwas zu erklären und während ich konkretisiere, wird meine Rede mit den Worten: „Bitte nicht, das ist mir zu hoch.“ unter- und abgebrochen. Ich kann mir das nur so erklären, dass auf Grund der oberflächlichen Wahrnehmung eben Begriffe nur oberflächlich gebraucht werden, und wenn ich mit Begriffen und Sätzen im Konkreten daherkomme, diese nicht verstanden werden, weil sie ungewohnt sind (bei Begriffen selbst handelt es sich bei den wenigsten um wirklich unbekannte, es ist der ungewohnte Kontext, der irritiert).

Um den Dingen philosophisch auf den Grund zu gehen, braucht man Zeit. In der beschleunigten, informationssüchtigen, oberflächlichen Welt ist Zeit ein Luxus, den sich die Wenigsten leisten können. Ich kann das nicht einmal von mir jederzeit behaupten.

Der Philosoph ist kein Experte für das Allgemeine oder Abstrakte, denn das ist jeder Mensch. Der Philosoph ist Experte für das Konkrete im Allgemeinen. Durch diese Beschreibungsversuche des Konkreten entsteht oft eine sehr differenzierte Termino-

logie, die es Außenstehenden erschwert, sich damit zurechtzufinden. Philosophie ist damit eine der konkretesten Wissenschaften überhaupt, die beschreibende Fremdsprachen entwirft, die man erst lernen muss, bzw. später dann selbst (mit-) entwickelt. Das Wort „ent-wickeln“ sagt schon alles: ich hab ein Knäuel (zB: „Satz des Weniger“) und versuche, es zu ent-wickeln, den Faden schön vor mir aufzubreiten. Er wird dadurch zwar unhandlich und schwierig zu transportieren, aber Millimeter für Millimeter sichtbar, berührbar, begehbar.

Ich habe versucht, eine fragmentarische Arbeit hin zur Präzision zu leisten, diese Arbeit ist unvollständig und erhebt keinen Anspruch auf Restlosigkeit. Oder anders: ich hoffe, dass der rote Faden länger ist, als ich ihn zu skizzieren im Stande war.

6 Literaturverzeichnis

- Aristoteles: Metaphysik, Reinbek (Rowohlt) 2002.
- Aristoteles' Physik, Hamburg (Meiner) 1987.
- Aristoteles Philosophische Schriften 1, Hamburg (Meiner) 1995.
- Baumann, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz, Hamburg (Junius) 1992.
- Berger, Wilhelm: Krise im Anfangen, Klagenfurt (Habilitationsschrift) 2002.
- Byung-Chul, Han: Heideggers Herz. Zum Begriff der Stimmung bei Martin Heidegger, München (Fink) 1996.
- Canetti, Elias: Masse und Macht, Frankfurt (Fischer) 1980.
- Cassirer, Ernst: Gesammelte Werke. Hamburger Ausgabe, CD-ROM-Edition. Hamburg (Meiner) 2003.
- Dahlmann, Manfred: Warenform und Denkform, www.streifzuege.org.
- de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2001.
- Empiricus, Sextus: Grundriß der pyrrhonischen Skepsis, Frankfurt (Suhrkamp) 1968.
- Enzyklopädie Philosophie, Hamburg (Meiner) 2002, CD-ROM-Edition.
- Foucault, Michel: Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt (Suhrkamp) 1969.
- Hardt, Michael / Negri, Antonio: Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/New York (Campus) 2002.
- Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt (Campus) 1995.
- Heidegger, Martin: Vom Wesen des Grundes, Frankfurt (Klostermann) 1949.
- Heisenberg, Werner: Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik, München (Piper) 1969.
- Krainz, Ewald / Lesjak, Barbara: gruppensdynamik in der sozialarbeit, sozialarbeit in kärnten 3a/2003 (Sondernummer), Klagenfurt (obds) 2003.
- Latour, Bruno: Die Hoffnung der Pandora, Frankfurt (Suhrkamp) 2000.
- Mokre, Monika / Weiss, Gilbert / Bauböck, Rainer (Hg.): Europas Identitäten. Mythen, Konflikte, Konstruktionen, Frankfurt/New York (Campus) 2003.
- Paul-Horn, Ina (Hg.): Entgrenzung und Beschleunigung, Wien (Turia+Kant) 1999.
- Platon: Sämtliche Werke, Reinbek (Rowohlt) 1994.
- Wenzel, Joachim: Eine Einführung in die Systemtheorie selbstreferentieller Systeme nach Niklas Luhmann, www.soziale-systeme.de.